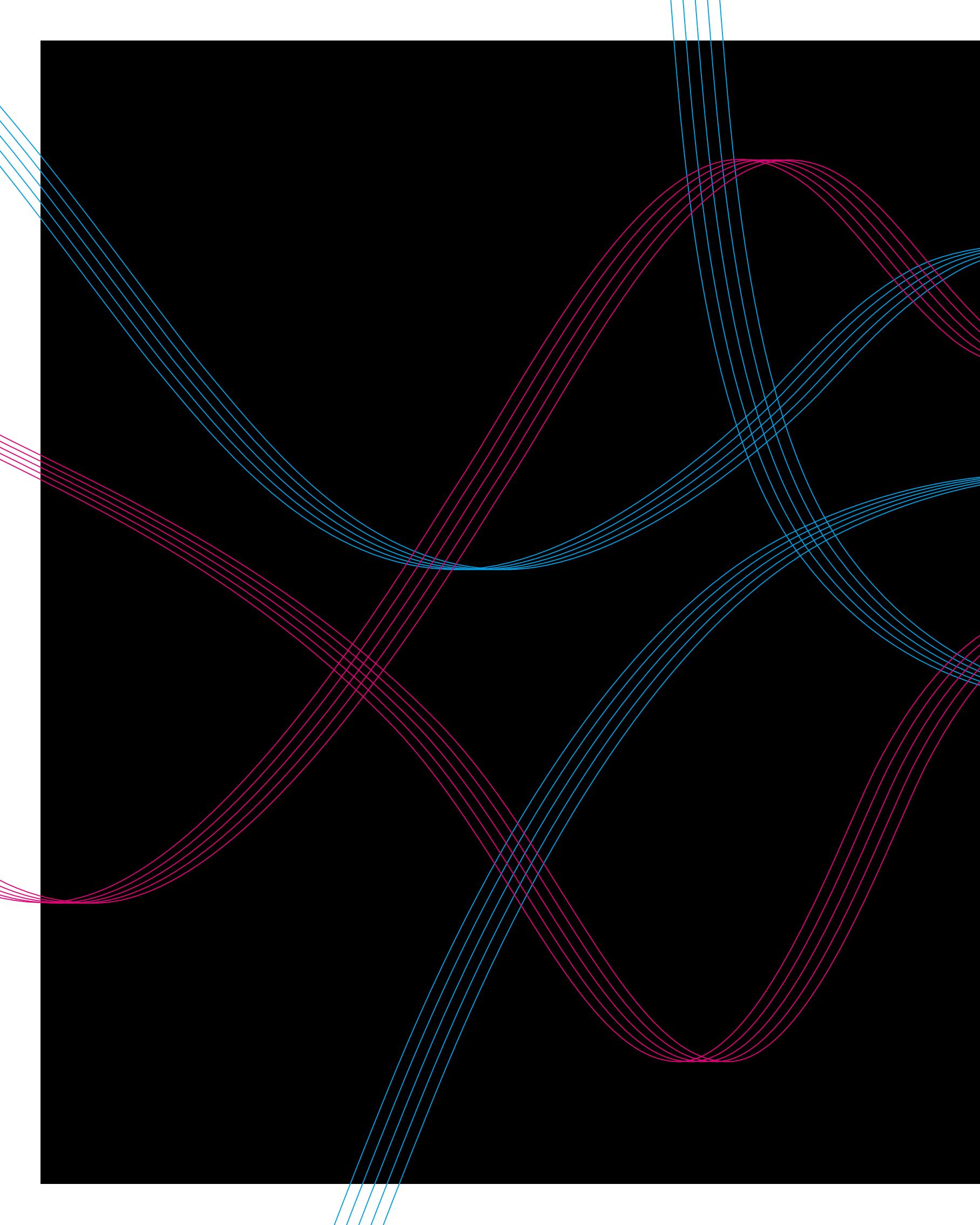


DER  
KLAUS  
GROSSE  
STADT

Chemnitz  
im Kaiserreich  
1871 – 1918





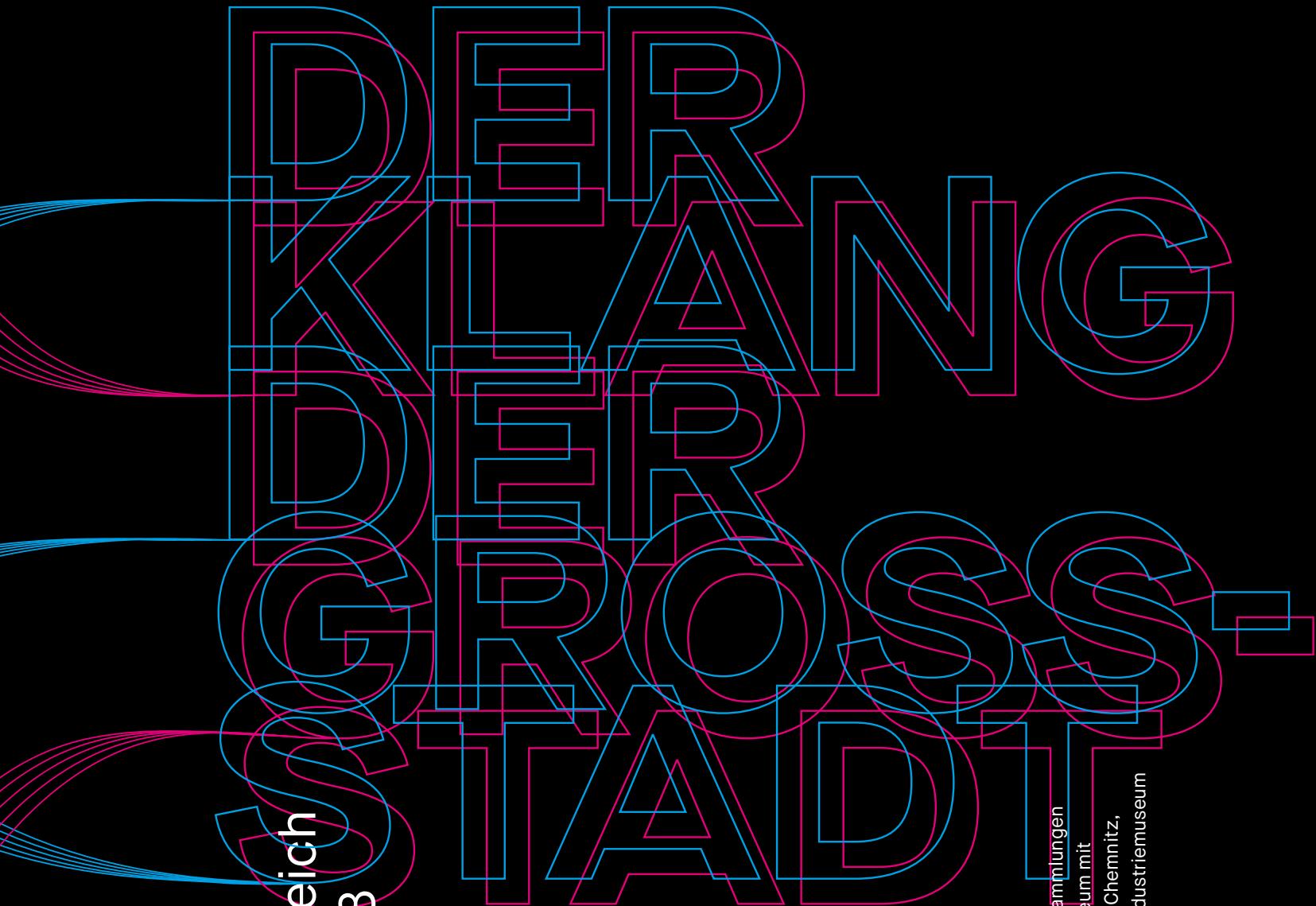
# Chemnitz im Kaiserreich 1871–1918

Kunstsammlungen Chemnitz  
Schloßbergmuseum

Herausgeber  
Frédéric Bußmann, Uwe Fiedler,  
Stefan Thiele, Hendrik Thoß

Sandstein Verlag

Eine Kooperation der Kunstsammlungen  
Chemnitz – Schloßbergmuseum mit  
der Technischen Universität Chemnitz,  
dem Stadtarchiv und dem Industriemuseum



# inhalt

8

**Uwe Fiedler, Stefan Thiele,  
Hendrik Thoß, Frédéric Bußmann**

Der Klang der Großstadt.  
Chemnitz im Kaiserreich  
1871–1918

64

**Andrea Kramarczyk**

Abschied vom Dorf?  
Schloßchemnitz vor 1880

12

**Frank-Lothar Kroll**

Das Königreich Sachsen  
und die Industriestadt Chemnitz  
im kaiserlichen Deutschland

72

**Hendrik Thoß**

Weit mehr als »Sachses Ruhe«.  
Garten- und Landschafts-  
gestaltung in Chemnitz im  
Kaiserreich im europäischen und  
transatlantischen Kontext

24

**Sebastian Liebold**

Stadtentwicklung zwischen  
Weite und Enge. Antizipieren  
und Reagieren in der singulären  
Hochphase der Kaiserzeit

84

**Jutta Aurich**

Chemnitzer Unternehmer und ihr  
Engagement für das Gemeinwohl.  
Stiftungen und Mäzenatentum in  
Chemnitz 1871–1918

38

**Stephan Pfalzer**

Ein städtebauliches Ensemble  
für Kunst und Wissenschaft

96

**Hannah-Sophie Schubert,  
Birgit Schubert und Jutta Aurich**

Aus Chemnitz in die Welt –  
Die Weltausstellungen des  
19. und am Beginn des  
20. Jahrhunderts als Bühne für  
Chemnitzer Innovationen

50

**Stefan Thiele**

Gottes Häuser in der Großstadt.  
Kirchenbau in Chemnitz  
zwischen 1875 und 1914

# 108

**Peer Ehmke**

Sportstadt Chemnitz.  
Die Anfänge des Sports als  
Teil der Großstadtkultur

# 162

**Uwe Müller**

Die Beräumung und Verwertung  
des Abfalls in der Stadt Chemnitz  
Ende des 19./Anfang des  
20. Jahrhunderts

# 122

**Antje Neumann-Golle**

Die elegante und moderne  
Kaiserzeit.  
Modische Vernetzungen

# 172

**Uwe Fiedler**

Die Chemnitzer »Kaiser-Ulanen«  
in Frieden und Krieg.  
Versuch einer Bewertung des  
»3. kgl. Sächs. Ulanen-Regiments  
Nr. 21, Kaiser Wilhelm II., König  
von Preußen«

# 132

**Andreas Pehnke**

Das Chemnitzer Versuchs-  
klassenprojekt (1912–1914)  
und seine flächendeckende  
Resonanz in sämtlichen  
Volksschulen der Stadt

# 182

**KATALOG – Auswahl**

# 140

**Birgit Schubert**

Gesundheitsfürsorge  
in der Stadt

# 222

**Bildnachweis**

# 150

**Natalie Rinberg**

Kaltes Wasser und trockene  
Brötchen für alle. Mensch der  
Moderne zwischen Schulmedizin  
und Naturheilkunde

# 224

**Impressum**





# Das Königreich Sachsen in Industrie- und Stadtchemnitz

im kaiserlichen  
Deutschland<sup>1</sup>

## Im neuen Reich

Entgegen manchen Befürchtungen und Erwartungen war die territoriale Integrität des albertinischen Königreichs nach dem Krieg von 1866 zwischen Preußen und Österreich nebst seiner Verbündeten, zu denen auch Sachsen gehört hatte, vollständig gewahrt worden. Das Land trat dem von Preußen dominierten Norddeutschen Bund bei und akzeptierte die sich daraus ergebenden Einschränkungen seiner Souveränitätsrechte. Es verlor, wie alle anderen Beitrittsländer, seine völkerrechtliche Handlungsfreiheit, doch vermochte eine Reihe staatlicher Befugnisse zu bewahren. Dazu zählten Zuständigkeiten im Bereich der Bildungs- und Kulturpolitik, der Gesetzgebung und der Rechtsprechung sowie, nicht zuletzt, der Steuererhebung.

Das galt auch nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871. Diesmal jedoch hatte man in Dresden im Einklang mit dem preußischen Nachbarn gestanden. Kein Geringerer als der damalige sächsische Kronprinz und spätere (seit 1873) König Albert (1828–1902) (Abb.1) hatte im September 1870, nach seiner Ernennung zum Kommandeur der neu gebildeten Maas-Armee, entscheidenden Anteil an der Kapitulation des französischen Heeres bei Sedan. Das verlieh ihm hohe Popularität und sicherte seinem Land Ansehen und Prestige in ganz Deutschland, auch und gerade in Berlin.

Die beiden nach der Reichsgründung von 1871 unter Leitung von Richard Freiherr von Friesen (1808–1884) und Alfred von Fabrice (1818–1891) bis 1891 amtierenden sächsischen Staatsministerien haben sich dann mit einem Erfolg darum bemüht, Reichs- und Landesinteressen aufeinander abzustimmen und so nicht nur traditionell antipreußische Ressentiments bei der Bevölkerung abzubauen, sondern auch der kleindeutschen Nationalstaatsgründung insgesamt wachsende Akzeptanz im Land zu verschaffen. Eine umfassende Neuordnung der inneren Verhältnisse und eine reichsfreundliche Politik, die sich an den Gesamtinteressen des neuen deutschen Nationalstaates orientierte, waren dabei in den 1870er Jahren eng aufeinander bezogen. Lediglich der von Otto von Bismarck betriebenen Übernahme aller landesstaatlichen Eisenbahn-Streckennetze durch das Reich setzte Sachsen einen hartnäckigen und letztlich erfolgreichen Widerstand entgegen. Nach 1873 wurden die zunächst weitgehend in privater Verantwortung betriebenen Lokalbahnen zunehmend in königlich sächsischen Staatsbesitz überführt, sodass die Idee einer »Reichseisenbahn« damals scheiterte. Sachsen blieb im Besitz eines weitgespannten Eisenbahnnetzes, dessen Dichte damals, vor allem im Westen des Landes und im Erzgebirgsraum, von keinem anderen deutschen Flächenstaat übertrffen wurde.

## Parteien und Wahlen

Schon vor der Reichsgründung hatte sich die parteipolitische Entwicklung im albertinischen Königreich durch eine Reihe besonderer Charakteristika ausgezeichnet. Angesichts der konfessionellen Gemengelage

gab es hier keinen politischen Katholizismus, sodass sich das Parteispektrum auf vier große Gruppierungen beschränkte: die Konservativen, die Nationalliberalen, die Radikaldemokraten und die Vertreter der Arbeiterbewegung. Darüber hinaus waren, ähnlich wie im viktorianischen England, bürgerliche und proletarische Demokraten bis zur Reichsgründung eng miteinander verknüpft und aufeinander bezogen. Auch hatte sich vor 1871 in allen parteipolitischen Gruppierungen des Landes – mit Ausnahme der Nationalliberalen – eine entschieden bekundete Abneigung gegen einen preußisch dominierten kleindeutschen Nationalstaat geregt.

Nach dessen Etablierung verschoben sich dann freilich die politischen Zuordnungen und Gewichte. Im sächsischen Abgeordnetenhaus dominierten hinfort Jahrzehntelang die Konservativen, zumal unter der Führung ihres einflussreichen und flexibel agierenden Protagonisten Paul Mehnert (1852–1922), der von 1899 bis zum Ende der konservativen Vorherrschaft im Parlament 1909 als Landtagspräsident amtierte. Die Nationalliberalen – repräsentiert durch ihren politisch-publizistischen Exponenten Karl Biedermann (1812–1901) – verloren, nach einem kurzzeitigen Höheflug bis zum Ende der 1870er Jahre, stark an Bedeutung und konnten erst wieder im neuen Jahrhundert an Boden gewinnen. Die politische Arbeiterbewegung wiederum verdankte ihre außerordentliche Stärke nicht nur dem hohen Industrialisierungsgrad und Städteanteil in der Region, sondern auch, wie erwähnt, dem frühen Zusammengehen sozialistischer, radikaldemokratischer und linksliberaler Kräfte in der 1866 von Wilhelm Liebknecht (1826–1900) und August Bebel (1840–1913) in Chemnitz gegründeten Sächsischen Volkspartei. Die Partei gewann bei den Wahlen zum Reichstag des Norddeutschen Bundes 1867 drei Mandate, ging dann aber mit der Mehrzahl ihrer Mitglieder in der 1869 etablierten, nunmehr klar sozialistisch ausgerichteten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei auf, der späteren SPD. 1877 gelangte erstmals ein Sozialdemokrat in den Sächsischen Landtag, im reichsdeutschen Vergleichsmaßstab waren die aus Sachsen stammenden Anhänger und Mitglieder der SPD deutlich überproportional vertreten. Das Königreich der Wettiner blieb auch in der Folgezeit eines der Zentren der politischen Arbeiterbewegung Deutschlands.

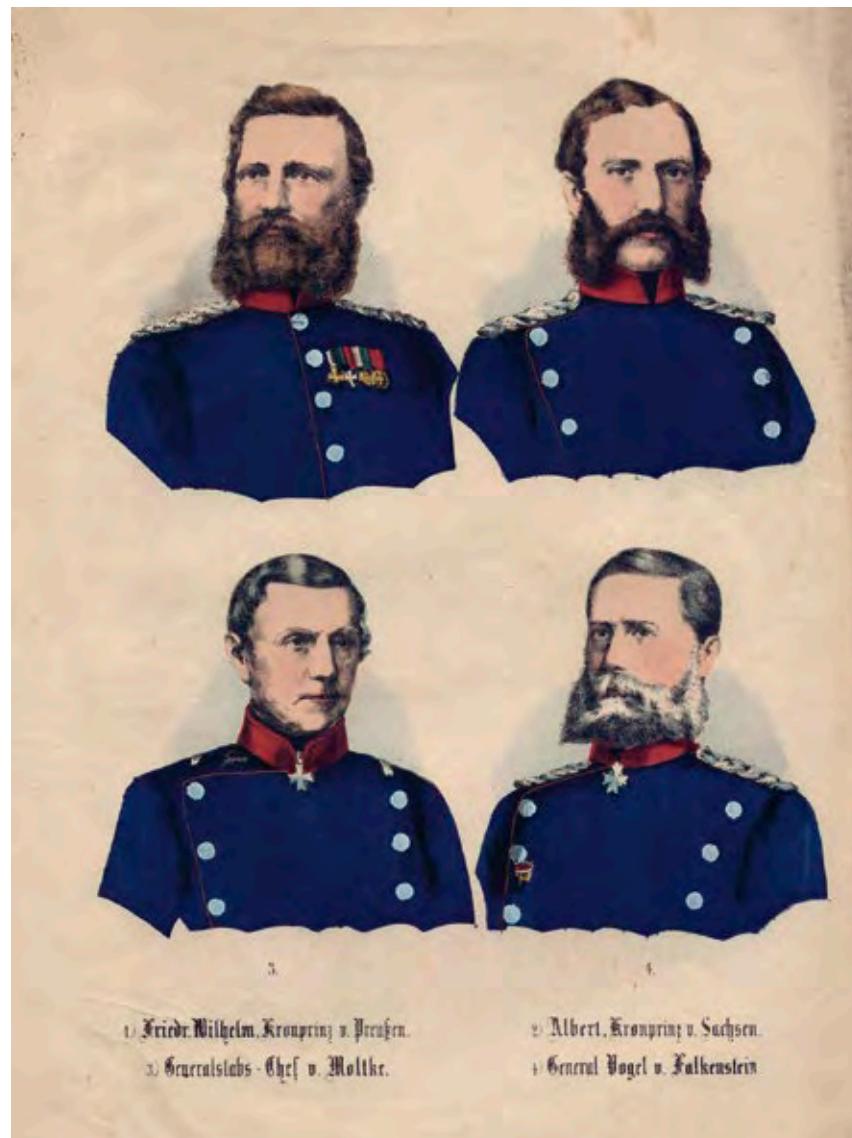
Das politische Leben Sachsens war in den beiden letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs von erheblichen Turbulenzen geprägt. Das albertinische Königreich erwies sich als der einzige deutsche Flächenstaat, in dem es zwischen 1871 und 1918 nicht zu einer fortschreitenden Liberalisierung, sondern zu einer reaktionären Rückbildung des Wahlrechts kam. Dabei hatte eine noch unter König Johann (1801–1873) 1868 realisierte Reform den Kreis der Landtagswahlberechtigten zunächst auf alle Bürger mit einem festen Steueraufkommen von geringer Höhe erweitert, wodurch zahlreichen Angehörigen der Arbeiterschaft das Privileg der Stimmabgabe zufiel. Entsprechend deutlich war das Votum für die SPD. Bei den Landtagswahlen von 1895 lag ihr Stimmenanteil bereits bei 32,5 Prozent. Um einen weiteren Anstieg der sozialdemokratischen Abgeordnetenmandate zu unterbinden, beschloss die konser-

vativ-liberale Mehrheit im Dresdner Landtag 1896 ein neues Wahlgesetz, das den Übergang vom bisher geltenden Zensuswahlrecht zum Dreiklassenwahlrecht verfügte – weniger strikt zwar als beim preußischen Vorbild, doch derart effektiv, dass die Vertreter der SPD bei den Wahlen von 1901 vollständig aus dem Landtag ausschieden. Hingegen gewann die Partei zwei Jahre später, bei den nach allgemeinem und gleichem Wahlrecht durchgeführten Reichstagswahlen von 1903, 22 der 23 sächsischen Wahlkreise – nur der Wahlkreis Bautzen-Kamenz-Bischofswerda fiel an einen Vertreter der antisemitischen Deutschen Reformpartei. Fast ein Fünftel aller sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten kam damit aus Sachsen. Im Land selbst jedoch blieb die zahlenmäßig so stark vertretene Industriearbeiterchaft ihrer politischen Repräsentation im Landtag beraubt.

Diese auch von vielen bürgerlichen Kräften – und nicht zuletzt vom neuen, seit 1904 (und bis 1918) amtierenden König Friedrich August III. (1865–1932) (Abb.2) – als unhaltbar empfundene Situation führte 1909 zu einer neuerlichen Wahlrechtsänderung. Sie ersetzte das Dreiklassenwahlrecht durch das Pluralwahlrecht, das jedem sächsischen Wähler eine Grundstimme und bis zu drei Zusatzstimmen verlieh. Solche Zusatzstimmen gab es für Absolventen einer fortgeschrittenen Schulbildung, für Bürger mit einem höheren Steueraufkommen sowie für die über 50-Jährigen. Tatsächlich brachten die ersten und zugleich letzten Wahlen, die 1909 in Sachsen unter den Bedingungen des neuen Pluralwahlrechts stattfanden, einen deutlichen Zuwachs für die Sozialdemokraten, deren Mandatszahl in gleichem Maß in die Höhe schnellte (1907: ein Mandat; 1909: 25 Mandate), wie diejenige der Konservativen sank (1907: 47 Mandate; 1909: 29 Mandate), während die National-liberalen ihre Position nahezu unverändert behaupten konnten (1907: 31 Mandate; 1909: 29 Mandate).

### Land der Industrie

Das Land der Wettiner, von den deutschen Bundesstaaten hinter den Königreichen Preußen, Bayern, Württemberg und dem Großherzogtum Baden flächenmäßig an fünfter Stelle rangierend, vermochte im Kaiserreich, seine führende Rolle als die am stärksten industrialisierte Region Deutschlands weiter auszubauen. Die Bevölkerungsballung war, nach Belgien, die höchste in ganz Europa, zwischen 1871 und 1914 wuchs die Einwohnerzahl noch einmal um fast das Doppelte (1871: 2,6 Millionen; 1910: 4,8 Millionen). Sachsen besaß das dichteste Städte-, Eisenbahn- und Straßennetz im Reich. Mit seinen florierenden Wirtschafts- und Handelszentren bot es, trotz politischer Modernisierungsrückstände, das Musterbild eines aufstrebenden Industriestaats. Nur noch knapp 13 Prozent aller Berufstätigen waren zu Beginn des neuen Jahrhunderts in der Landwirtschaft beschäftigt, wobei mittlere und kleinere Agrarbetriebe mit zumeist allerdings überdurchschnittlich hohen Ernteerträgen durch Nutzung maschineller Innovationen vorherrschten. Ähnliche Größenverhältnisse



nisse prägten die meisten gewerblichen Unternehmen im sächsischen Raum. Zu nachhaltigen Konzentrationsprozessen in der Wirtschaft oder gar zur Herausbildung von Konzernen und Konglomeraten ist es hier während der Vorkriegsjahrzehnte nicht gekommen, es blieb bei mehrheitlich kleinen und mittelständischen Einrichtungen mit weniger als 50 Beschäftigten.

Bis zum Kriegsausbruch 1914 dominierten in Sachsen weiterhin die traditionell starken Schlüsselbranchen der Textilherstellung und des Werkzeugmaschinenbaus, mit der Stadt Chemnitz und ihrem Umland als zentralen Produktionszentren. Hinzu kamen gleichfalls bereits etablierte, nunmehr jedoch in Umfang und Ausdehnung erheblich an Gewicht gewinnende Spezialindustrien – so die Spielwarenherstellung in den Städten und kleineren Ortschaften des Erzgebirges, der Musikinstrumentenbau im Vogtland, die Zigarettenproduktion in Dresden, die Herstellung feiner Tuche und Spitzen in Plauen oder, seit Jahrhundertbeginn, der verstärkt betriebene Abbau von Braunkohle in Borna bei Leipzig. Ab Mitte der 1890er Jahre setzte dann, ausgehend von den jungen Leitsektoren der chemischen Industrie und der Elektrotechnik, eine bis unmittelbar vor Kriegsausbruch anhaltende Konjunkturphase ein, wobei der damit erneut einhergehende Industrialisierungsschub vor allem der Fertigung optischer und feinmechanischer Geräte sowie der Motorrad- und Fahrzeugherrstellung zu verdanken war.

<sup>1</sup>  
Kronprinz und späterer König  
Albert von Sachsen,  
Kronprinz Friedrich von  
Preußen, der spätere Kaiser  
Friedrich III. sowie General  
von Falkenstein und General-  
stabschef Helmuth von  
Moltke d. Ä. – die militäri-  
schen Führer im Krieg gegen  
Frankreich 1870/71

Zu den für Sachsen charakteristischen Signaturen der Vorkriegszeit zählte das mit dem Industrialisierungsprozess eng verknüpfte Phänomen der Urbanisierung. In der ohnehin städtreichen Region profitierten seit den 1880er Jahren nicht nur jüngere Industriestandorte wie Aue, Plauen oder Zwickau von einem rasanten Bevölkerungswachstum. Auch die drei großen etablierten Kommunen konnten durch Eingemeindungen und Stadterweiterungen ihre Einwohnerzahl noch einmal stark vermehren: In Leipzig – der nach Berlin und Hamburg damals drittgrößten Stadt des Kaiserreichs – lebten um 1910 etwa 600 000 Menschen (1890: 380 000), in Dresden 550 000 (1890: 276 000) und in Chemnitz 290 000 (1890: 140 000). Diese großstädtische Bevölkerungsbaltung blieb nicht ohne Folgen für die kommunale Binnen- und Infrastruktur. Es entstand eine städtische Leistungsverwaltung, deren Maßnahmen vom Wohnungsbau und der Stadthygiene über die Einrichtung öffentlicher Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke bis hin zur Modernisierung des lokalen Straßen- und Straßenbahnnetzes reichten. Bürgerlich und proletarisch geprägte Wohnviertel schieden sich zusehends voneinander, Industrievororte entwickelten ein immer stärkeres Eigenleben. All das beförderte den innerstädtischen Warenverkehr, es entstanden Handelsketten und Kaufhäuser, von denen jene des Schocken-Konzerns herausragende Bedeutung erlangen sollten: Seit 1901 betrieb das jüdische Brüderpaar Simon (1874–1929) und Salman Schocken (1877–1959) von Zwickau aus die Errichtung von Warenhäusern im westsächsischen Raum und schuf (bis 1930) die viertgrößte Warenhauskette Deutschlands mit über 20 Filialen in Sachsen.

Es entsprach dem weithin bürgerlich geprägten Selbstverständnis des späten Kaiserreichs, dass auch in den drei sächsischen Metropolen damals große städtische Kultur- und Repräsentationsbauten errichtet wurden: Kunstgewerbemuseum, Rathaus und Schauspielhaus in Dresden, Deutsche Bücherei, Rathaus und Hauptbahnhof in Leipzig, Opernhaus, Rathaus und Kunstmuseum in Chemnitz. Spezifisch »sächsische« Befindlichkeiten kamen in solchen Unternehmungen freilich kaum zum Ausdruck, und es ist ungewiss, ob die mannigfaltigen künstlerischen Bestrebungen, die vor 1914 ja auch in vielen anderen Städten und Residenzen Deutschlands zu beobachten waren, sich überhaupt noch, wie im Jahrhundert zuvor, regionalen Prägekräften verdankten und landesspezifische Stileigentümlichkeiten aufwiesen. Das galt für die Erzeugnisse monumentalier Memorialarchitektur wie das 1913 eingeweihte Völkerschlachtdenkmal in Leipzig von Bruno Schmitz (1858–1916), für technische Großbauwerke wie die 1893 fertiggestellte Loschwitzer Elbbrücke (»Blaues Wunder«) des Ingenieurs Klaus Koepcke (1831–1911) in Dresden oder für expressionistisch gestimmte Avantgardegruppen wie die 1905 gegründete, ebenfalls in Dresden beheimatete Künstlervereinigung »Die Brücke« um die Maler Erich Heckel (1883–1976), Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) und Karl Schmidt-Rottluff (1884–1976). Selbst stark lokal gebundene Architekturschöpfungen – etwa

**2**  
Friedrich August III.,  
König von Sachsen,  
nach einem Gemälde  
von K. J. Böhringer



die seit 1909 in Hellerau bei Dresden entstehende erste deutsche Gartenstadt, die den Anliegen der Lebensreformbewegung mit ihrer Vision von einem humanen, gesunden und umweltbewussten Wohnen praktischen Ausdruck zu verleihen strebte – waren keine sächsischen Besonderheiten, ähnliche Modernisierungsvorhaben gab es nahezu zeitgleich in bayerischen und preußischen Städten.

Angesichts solcher Nivellierungstendenzen im preußisch dominierten deutschen Nationalstaat vermochten sächsische Kulturtraditionen noch am ehesten dort zu überdauern, wo man sich seit jeher als Hauptträger landesstaatlichen Bewusstseins verstanden hatte: am Hof der Wettiner in Dresden. Obwohl persönlich vollkommen amusisch, verwendete Sachsen's letztes gekröntes Haupt, König Friedrich August III., mehr als ein Drittel seiner privaten Einkünfte zur Förderung von Kunst und Kultur, wovon die Gemälde-, Antiken- und Naturaliensammlungen der Residenz ebenso profitierten wie deren Konzert- und Theaterbetrieb. Immerhin gelang es auf diese Weise, den damals führenden Komponisten Deutschlands, Richard Strauss (1864–1949), zur Uraufführung seiner Opern *Salome* (1905), *Elektra* (1909) und *Der Rosenkavalier* (1911) von Berlin in die sächsische Hauptstadt zu verpflichten. Die Dresdner Hofgesellschaft öffnete sich in jenen Jahren immer stärker zum Bürgertum hin und entwickelte vor 1914 noch einmal beachtliche Strahlkraft als Stätte gesellschaftlichen Austauschs. Entsprechend lebhafte Resonanz fanden die von der Krone ausgehenden oder auf die Dynastie bezogenen Veranstaltungen. So war bereits die Gedenkfeier zur Erinnerung an das 800-jährige Herrschaftsjubiläum des Hauses Wettin, vorbereitet von landesweit



Professor Dr. Werner Kaden,  
dem geschätzten Freund  
über die Jahrzehnte, zugeeignet.

<sup>1</sup>  
Schützenscheibe mit Ansicht des Königsplatzes mit König-Albert-Museum, Neuem Stadtttheater und Petrikirche (v.l.n.r.)

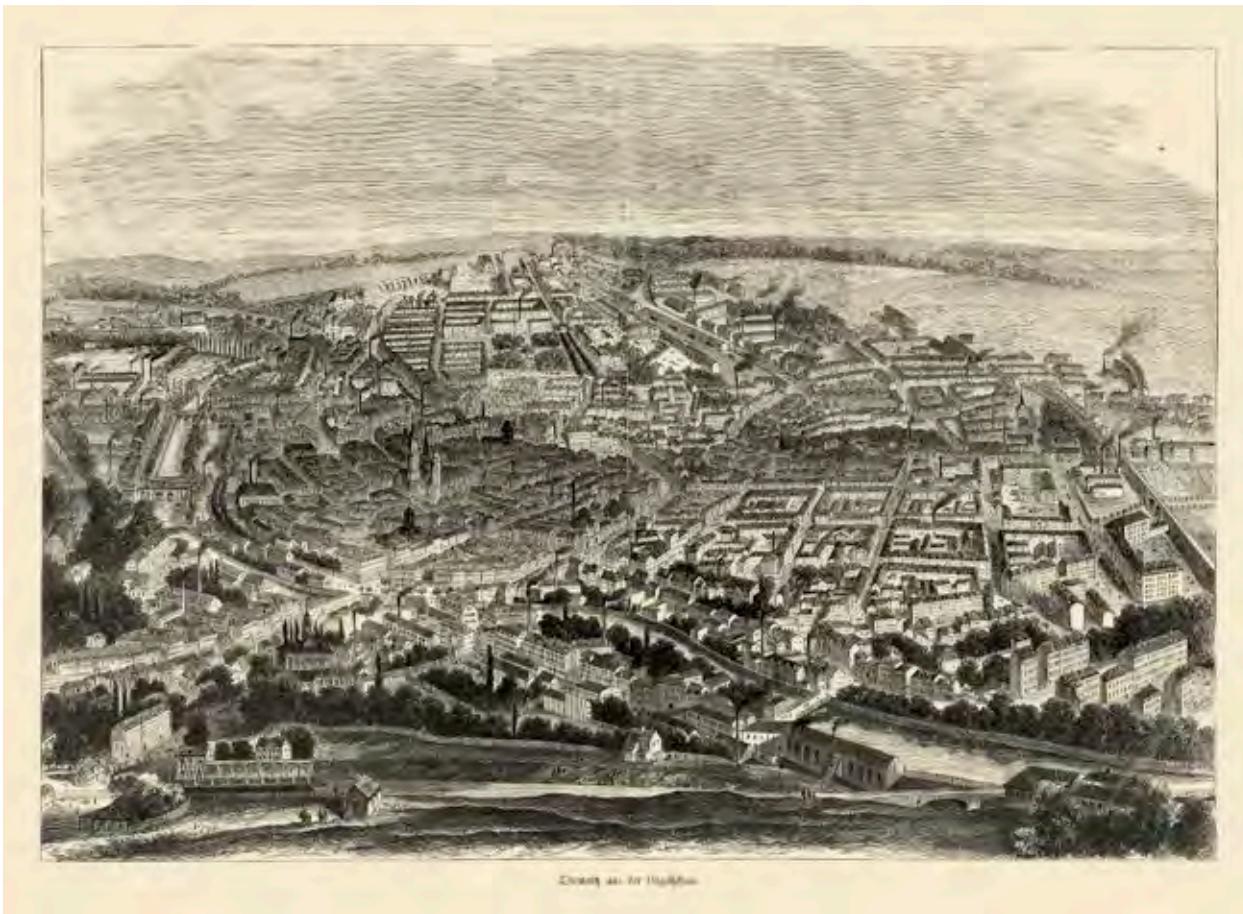


## I.

Im Schloßbergmuseum wird ein Stahlstich von Adolf Eltzner und G. Brinkmann mit einer Chemnitzer Stadtansicht von um 1870 verwahrt, von der das Stadtarchiv eine fotografische Reproduktion besitzt.<sup>1</sup> Der Blick geht dabei von Südwesten nach Norden mit dem Stadtzentrum im Zentrum. Im unteren Teil ist noch die alte Nikolaikirche erkennbar, die anderthalb Jahrzehnte später einem Nachfolgebau weichen musste. Entlang der Chemnitz ziehen sich aus Richtung Altchemnitz bis hinter die nordöstlichen Abhänge des Kaßbergs Fabrikanlagen hin – das typische Bild für das »sächsische Manchester«. Ebenfalls sehr gut sichtbar ist vor dem oberen Bildrand das imposante Gebäude der Aktienspinnerei, das in unseren Betrachtungen noch eine Rolle spielen wird. Davor sieht man die schöne Anlage des Schillerplatzes und vor diesem die große Freifläche des Neustädter Marktes. Diese Stadtansicht führt uns somit direkt in unser Thema ein, zeigt sie doch, welche gestalterischen Potenziale Chemnitz damals durchaus noch in sich barg. Bei deren Nutzung sollten allerdings seit der Jahrhundertwende nicht nur

baulich-praktische, sondern vor allem auch ideell-künstlerische Aspekte wichtig werden, wie Stadtbaurat Michael und Stadtarchitekt Grundmann 1926 resümierten.<sup>2</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg, der »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«, warf bei der Einführung der erstmals demokratisch auch von Frauen gewählten Stadtverordneten im Januar 1919 Oberbürgermeister Dr. Johannes Hübschmann (1867–1930) einen Blick zurück und machte deutlich, dass die Jahre vor 1914 nicht nur das Stadtbild wesentlich geprägt, sondern die Stadtentwicklung insgesamt entscheidend vorangebracht hatten. Er verwies »auf die großen Monumentalbauten des letzten Jahrzehnts, unsere prächtigen Schulgebäude, [...] die neuzeitlichen Lichtwerke, Gas- und Elektrizitätswerke, [...] unsere großen Talsperren, unsere schönen Parkanlagen, [...] die Verbesserungen auf dem Gebiete des Schulwesens, vor allen Dingen des Fach- und Fortbildungsschulwesens, des Hilfsschulwesens und [...] die Errichtung neuer höherer Schulen«.<sup>3</sup> Der Aufzählung hinzuzufügen sind teilweise umfangreiche Komplexe für das Sozial-, Gesundheits- und Krankenwesen.



2

Adolf Eltzner und G. Brinkmann,  
Chemnitzer Stadtansicht  
um 1870

Da der Oberbürgermeister viele realisierte Vorhaben konkret benannte, konnte er mit den »großen Monumentalbauten« nun diejenigen gemeint haben, deren Errichtung und Einweihung die letzten großen Ereignisse vor dem Ersten Weltkrieg in der Stadt waren und die seitdem das Stadtbild mitbestimmen: König-Albert-Museum, Neues Stadttheater und Neues Rathaus. Damit war auch in Chemnitz »eine Epoche des Aufstiegs, der erfolgreichen wirtschaftlichen und städtebaulichen, aber auch geistig-kulturellen Entwicklung, einer alles in allem noch intakten bürgerlichen Gesellschaft zu Ende«<sup>4</sup> gegangen.

Die Realisierung der von Johannes Hübschmann genannten Vorhaben war ebenso ein Ergebnis des wirtschaftlichen Aufschwungs der Stadt, wenn auch dieser nach der Jahrhundertwende kurzzeitig massiv gedämpft wurde. Dessen Erträge verstand das Chemnitzer Bürgertum ebenso als Verpflichtung, sich mehr und mehr als Förderer des Theaters wie der Kunst und Wissenschaft allgemein zu verstehen. Parallel dazu vollzog sich ein Prozess, in dem gerade die wirtschaftlich erfolgreichen Städte Kunst- und Kulturförderung als ein neues Politikfeld erkannten, das ihre Außenwirkung stärken konnte und es ihnen ermöglichte, sich neben den Residenzen mit ihren traditionell hochstehenden Angeboten zu profilieren.<sup>5</sup> Dafür bedurfte es zur Präsentation, aber auch zur Repräsentation, neuer baulicher Hüllen.

Betrachtet man all diese Faktoren und Zusammenhänge, so wird deutlich, dass es weiter und tiefer gehende Gründe gegeben haben musste, die den Bau des König-Albert-Museums – und damit in Verbindung den des Neuen Stadttheaters – veranlassten, als es der

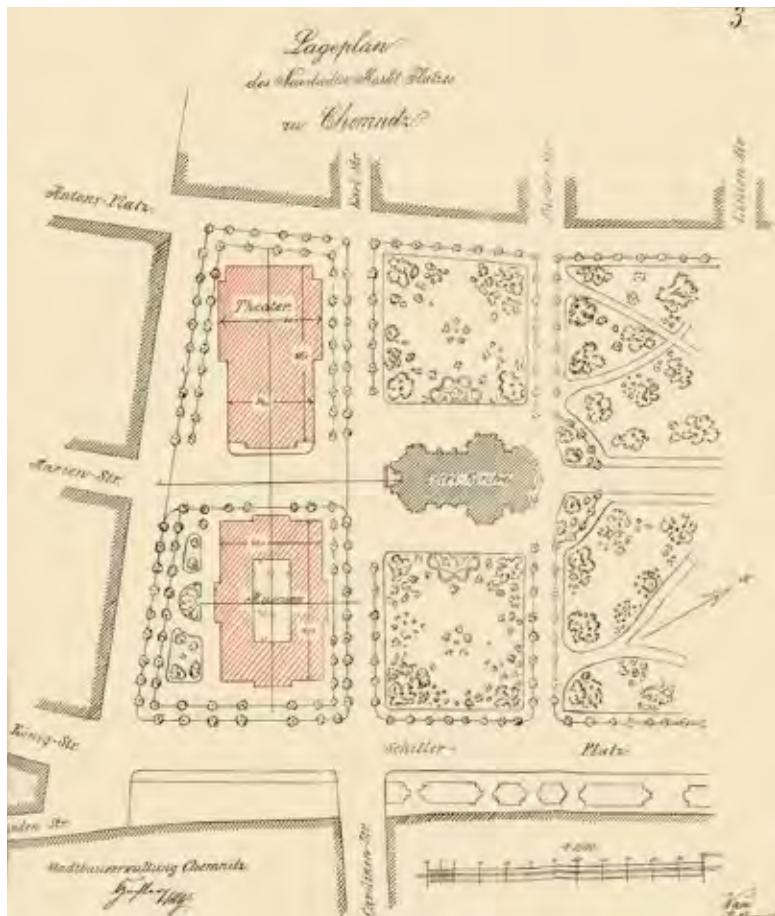
erste Vorschlag dazu vermuten lässt. Es bedurfte allerdings erst eines Stadtpolitikers, der das entsprechende Verständnis, eine neue Sichtweise und die dafür notwendige Energie aufbrachte.

## II.

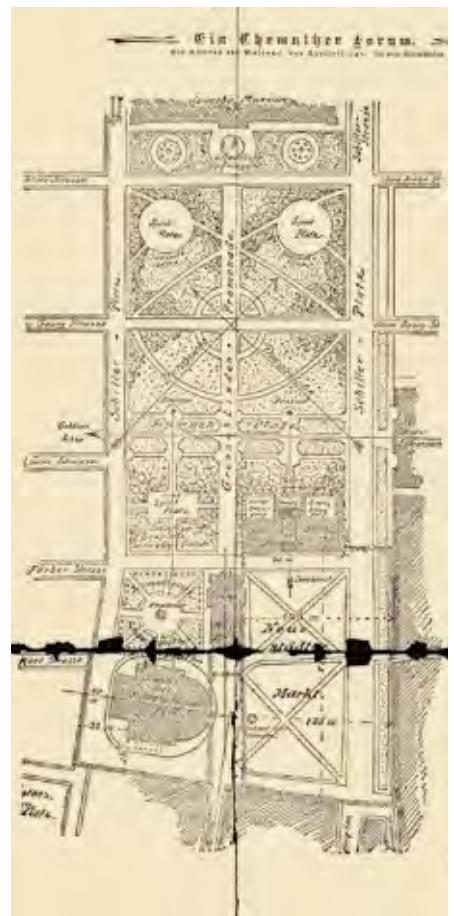
Über 20 Jahre hatte Dr. Wilhelm André (1827–1903) seit 1874 sehr erfolgreich die Stadt geführt und sich bleibende Verdienste erworben. Unter seiner Führung war Chemnitz 1883 in den Kreis der Großstädte eingetreten.<sup>6</sup> Der nun schon fast 70-Jährige trat 1896 in den Ruhestand. An seiner Seite fungierte seit 1880 Eduard Hechler (1838–1910) im neu geschaffenen Amt eines Stadtbaurats und hatte sich um Schulbau und um die Infrastruktur verdient gemacht. Wie Jens Kassner schrieb, war sein Wirken neben anspruchsvoller architektonischen Gestaltungen allerdings auch von »dem Bedürfnis rascher Stadtentwicklung geprägt«.<sup>7</sup> Er hatte vor der Jahrhundertwende bereits das 60. Lebensjahr erreicht und bat 1900 um seine Versetzung in den Ruhestand.<sup>8</sup>

Um es noch einmal deutlich auszusprechen: Sowohl Wilhelm André als auch Eduard Hechler haben sehr viel Positives für die Stadt bewirkt. Ihr Schaffen fiel in die Zeit der Hochindustrialisierung nach 1871 und des damit verbundenen Bevölkerungswachstums. Diese Prozesse unterstützten sie insbesondere durch den Aufbau der für damalige Verhältnisse modernen Versorgungsmedien Elektrizität, Gas und Wasser sowie dem neuen Verkehrsmittel Straßenbahn. Das wiederum war die Voraussetzung für eine zeitgemäße Großstadtentwicklung am

3  
Plan zur Bebauung  
des Neustädter Marktes,  
um 1899



4  
Zeichnung des  
»Chemnitzer Forum« auf dem  
Neustädter Markt, 1900



Ende des 19. Jahrhunderts. Indem sie sich den Anforderungen ihrer Zeit stellten und diese zukunftsorientiert bearbeiteten, schufen sie sogleich Voraussetzungen dafür, dass ihre Nachfolger andere Schwerpunkte in den Mittelpunkt ihres Wirkens rücken konnten.

Wenn auch – wir kommen darauf noch zu sprechen – die ersten Planungen für die Umgestaltung des Neustädter Marktes noch von Eduard Hechler (gegen) gezeichnet waren, so wird doch deutlich, dass der personelle Wechsel hier einherging mit den neuen stadtgestalterischen Herausforderungen. Dass der Blick dafür bei dem Nachfolger Andrés Dr. Heinrich Beck (1854–1933), einem – wie ihn Uwe Müller charakterisierte – »Kommunal- und Landespolitiker von Format«,<sup>9</sup> vorhanden war, ist offensichtlich. Das unterstreicht auch dessen folgende Bemerkung: »Die Tatsache bleibt jedenfalls bestehen, daß wir in den letzten Jahrzehnten [...] für die künstlerische Ausgestaltung unserer Stadt so gut wie nichts getan haben, und jetzt manche Aufgabe in dieser Richtung mit erfüllen müssen.«<sup>10</sup> An seiner Seite stellte sich dann Hechlers Nachfolger Richard Möbius (1859–1945) diesen Herausforderungen.

Insofern war das für 1898 anstehende Doppeljubiläum des sächsischen Königs Albert – dessen 70. Geburtstag und der 25. Jahrestag seiner Thronbesteigung – für Heinrich Beck ein willkommener Anlass, mit der Idee zum Museumsbau am 23. Oktober 1897 an die Öffentlichkeit zu treten. Dass ausgerechnet König Albert (1828–1902) als Anlass und Namenspatron ausgewählt wurde, mag nur auf den ersten Blick verwundern. Seine Biografen rücken – und das sicher zu Recht – zunächst seine militärische Karriere sowie seine Erfolge als Heerführer im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, die ihm

als erstem Sachsen die Ernennung zum preußischen Generalfeldmarschall einbrachte (seine beiden Nachfolger erhielten später den Rang ebenfalls), in den Mittelpunkt. Sie betonen aber zugleich, welche Rolle er bei der »neue[n] Baulust«<sup>11</sup> in Dresden im Zusammenhang mit dem 1889 anstehenden Wettin-Jubiläum in den 1870er und 1880er Jahren spielte, und dass »er [...] das kulturelle Leben seines Landes [förderte]«<sup>12</sup>. Ein wichtiger Aspekt für die Namenswahl dürfte auch gespielt haben, dass das zwischen 1884 und 1887 in Dresden umgebaute Zeughaus »die Kunstsammlungen der Stadt in einem angemessenen Ausstellungsbau«<sup>13</sup> präsentierte und den Namen »Albertinum« erhalten hatte. Mit einem »König Albert-Museum« (so die ursprüngliche Schreibweise) sah sich Chemnitz auf Augenhöhe mit der Haupt- und Residenzstadt. Die Namenswahl zeigte zudem die besondere Verbundenheit der Stadt mit dem sächsischen Herrscherhaus; auch im ausgehenden 19. und beginnendem 20. Jahrhundert betrachtete sich zumindest das Chemnitzer Bürgertum als »gut wettinisch«.<sup>14</sup>

### III.

Wie auf der eingangs beschriebenen Stadtansicht deutlich zu erkennen, bot tatsächlich nur der Neustädter Markt genügend Raum für die Realisierung neuer städtebaulicher Vorhaben. Bis in die frühen 1880er Jahre wurde er vor allem für Märkte, Jahrmärkte und Feste genutzt.<sup>15</sup> Dafür wurden auch kurzzeitig Gebäude und Anlagen errichtet, wie eine Fotografie von Carl Römler aus dem Jahr 1870 zeigt.<sup>16</sup> Eine erste bauliche Aufwer-

tung erfuhr der Platz mit der Errichtung der Petrikirche von 1885 bis 1888. Schon die ersten Überlegungen zu diesem Standort hatten jedoch Widerstände hervorgerufen.<sup>17</sup> Erst 1883 zeigte der Rat der Stadt Entgegenkommen und überließ durch eine Schenkung der Kirchgemeinde eine Fläche von 1200 Quadratmetern für den Bau. Das hatte allerdings eine Kehrseite: »Statutarisch« wurde durch den Rat »bestimmt, daß eine noch weitere Bebauung dieses Platzes ausgeschlossen sein soll«.<sup>18</sup>

Die Bedeutung des Baus der Petrikirche reichte jedoch weiter. Zum ersten Mal seit der Errichtung der Neuen Johanniskirche in der Mitte des 18. Jahrhunderts war in Chemnitz wieder ein Sakralbau entstanden, dem in den nächsten Jahren weitere folgen sollten, darunter für die Katholische Kirche und die Israelitische Religionsgemeinde. Und: Sie entwickelte sich unter Leitung des Kantors Franz Mayerhoff zu einem Ort nicht nur für Kirchenmusik, sondern auch für die Pflege der Vokalsinfonik.<sup>19</sup>

Zwei Jahrzehnte nach der Kirchenweihe erhielt die Nordseite des Neustädter Marktes ihren Abschluss durch die Aufstellung der Schilling'schen Figuren. Sie bildeten sozusagen den »Übergang« zur Königstraße. Die Gruppe aus Sandstein hatte nur wenige Jahre in Dresden den Treppenaufgang zur Brühlschen Terrasse geziert und musste bereits 1897 nach Feuchtkluftschäden durch Bronzegüsse ersetzt werden. Da sie im Rahmen eines Kunstfonds aus Steuermitteln finanziert worden waren, »entschloss sich [die sächsische Regierung] [...] die Figuren Schillings im Jahr 1898 der Stadt Chemnitz zur freien Verwendung zu übergeben«.<sup>20</sup> Nach einigen Jahren der Einlagerung fanden sie dann – wie Tilo Richter zunächst untertreibend schrieb – »sinnvolle Verwendung«<sup>21</sup> beim Abschluss der Neubebauung des Neustädter Marktes. Diese »Untertreibung« hob er mit seiner dann folgenden schönen Beschreibung des Standorts der Gruppe, die halbkreisförmig in eine Brunnenanlage eingebunden war, und dessen stadtgestalterischer Bedeutung jedoch wieder auf.<sup>22</sup>

Tilo Richter würdigte auch die damit verbundene Leistung des Stadtbaurats: »So fügten sich die [...] Figuren trefflich in die neue Platzkonzeption von Richard Möbius ein und der Brunnen gereichte dem neuen, in sich geschlossenen Platz zum besonderen Schmuck. Für Möbius schloss sich in gewisser Weise ein Kreis, da er die Neukonzeption der Brühlschen Terrasse bereits als 1. Stadtbaumeister Dresdens [...] verfolgt hatte. Ob und inwieweit es seinem Einfluss in jener Dresdner Amtszeit zu verdanken ist, dass die [...] Figuren nach Chemnitz kamen, bleibt allerdings offen.«<sup>23</sup>

Die Figurengruppe war wieder Teil eines städtebaulichen Ensembles, eines architektonischen Gesamtkunstwerks geworden. Ebenso wie in Dresden verblieben die Figuren auch in Chemnitz nur eine kurze Zeitspanne an ihrem Standort – knapp zwei Jahrzehnte – und mussten dem Neubau des Chemnitzer Hofes weichen. 1936 fanden sie ihren Platz in den neu gestalteten Schloßteich-Anlagen. Bemühungen seit den 1990er Jahren, sie wunschon nicht an ihren alten Standort, aber doch an den Theaterplatz zurückzubringen und damit den Einklang mit Kirche, Museum und Theater wiederherzustellen, scheiterten bislang.



#### IV.

Die Betrachtung der Schilling'schen Figuren haben wir hier eingeschoben, um uns nun ohne weitere Unterbrechung den Planungen und dem Bau für die beiden weiteren »Hauptgebäude« des Platzes, Museum und Theater, zuwenden zu können. Im Rückblick bezeichnete Stadtbaurat Eckhardt 1926 diesen Prozess als ein »großes Schaffensfeld, wie es wohl selten einer Bauverwaltung beschieden wird«,<sup>24</sup> und stellte damit die Besonderheit des Vorhabens heraus. Für Chemnitz gab es vor 1945 nur noch wenige vergleichbare stadtgestalterische Projekte, wie den Bau des Neuen Rathauses – parallel zur Errichtung von Museum und Theater – oder die Gestaltung des Umfelds des Alten Johannisfriedhofs mit Realgymnasium und Industrieschule.

Nach der Bestätigung des Vorschlags Heinrich Becks zum Museumsbau durch die Stadtverordneten erfolgte die Ausschreibung für einen Wettbewerb, um Bauvorschläge von Architekten zu erhalten; im Oktober 1899 wurden die Preisträger bekanntgegeben. Keiner der Vorschläge wurde umgesetzt. Betrachtet man sie<sup>25</sup> und vergleicht sie mit den dann realisierten Vorhaben, so wird der gravierende Unterschied deutlich. Den Einreichen muss man allerdings nachsehen, dass die Ausschreibung lediglich den Bau eines solitär stehenden Gebäudes zum Inhalt hatte.

Richard Möbius oblagen nun seit 1900 Planung und Bau. Eigentlich von Anfang an stand nur der Neustädter Markt wegen seiner Lage, seiner Größe und mit der Maßgabe, als »Eintrittstor« vom Hauptbahnhof in das Stadtzentrum zu wirken, als geeigneter Ort zur Verfügung.<sup>26</sup> Bereits 1899 hatte sich der Bauausschuss in

5  
Schützenscheibe auf das Jahr 1905, das im Zeichen des Beginns der Umbaumaßnahmen des Neustädter Marktes stand

dieser Richtung positioniert – ein »geeigneterer Platz«<sup>27</sup> könnte nicht gefunden werden. Für den Platz sprach auch, dass er sich in städtischem Besitz befand und somit keine Ausgaben für den Grunderwerb notwendig wurden.<sup>28</sup> Dennoch häuften sich in den ersten Jahren nach der Beschlussfassung Stimmen, die gegen den Ort waren. Dabei gab es durchaus – zumal noch nach dem Vorschlag, auch einen Theaterneubau zu errichten – Einwände, denen ästhetische Absichten nicht abgesprochen werden konnten. Diese bezogen sich vor allem darauf, »daß Monumente, Gebäude und Denkmäler, auf entsprechend großen Plätzen übersichtlich und weit erkennbar möglichst auf deren Mitte errichtet werden müssten«.<sup>29</sup> Damit wäre jedoch »der Platz [...] als solcher vernichtet worden«. Die Absicht habe aber darin bestehen müssen, »einen von Gebäuden umschlossenen Platz zu bilden«.<sup>30</sup>

Letztlich zogen sich diese Auseinandersetzungen, die noch von anderen Fragen, wie der Beibehaltung von Märkten oder den »Sichtwünschen« der Anwohner, mitgetragen waren, bis zur endgültigen Bestätigung der Pläne hin. So zeigt eine Zeichnung, dass zwischen Petrikirche und Museumsbau als Sichtachse eine Allee liegen sollte, die den Platz durchschnitten hätte, und das Museumsgebäude von Verkaufsständen, Russischen Schaukeln und Karussells umgeben sein sollte.<sup>31</sup> Und um es hier gleich anzuschließen: Als eigentlich die Frage, ob ein Theaterbau mit errichtet werden sollte, schon nicht mehr stand, sondern nur noch die Frage, wo der Bau erfolgen sollte, gab es Anregungen, diesen in der Nähe des 1837/38 erbauten Theaters, also in der Gegend Innere Klosterstraße/Am Plan/Webergasse, zu errichten!<sup>32</sup>

Durchaus ernst zu nehmen war allerdings die Diskussion, ob nicht das Gebäude der Aktienspinnerei am Nordrand des Schillerplatzes, das zum 31. Dezember 1904 in den Besitz der Stadt übergehen sollte,<sup>33</sup> für die Nutzung als Museum infrage kommen könnte. Im Zuge der oben bereits beschriebenen Diskussionen war schon die Überlegung aufgekommen, das Museum zwischen Petrikirche und Aktienspinnerei zu errichten, um den Neustädter Markt als »Paradeplatz« zu erhalten.<sup>34</sup> Die Realisierung dieses Planes hätte freilich einen gravierenden Eingriff in eine schön gestaltete Grünanlage bedeutet; insofern war der Gedanke einer »Nachnutzung« des Spinnereigebäudes schon der Nachhaltigere. Eine umfassende Prüfung erfolgte dann auch, bei der Für und Wider gegeneinander abzuwägen waren.

Für die Umnutzung des Gebäudes sprachen neben den Eigentumsverhältnissen die Lage unweit des Neustädter Marktes, seine Form, Fläche und Größe.<sup>35</sup> Vergleicht man es mit dem letztlich realisierten Museumsgebäude, so fallen durchaus Parallelen ins Auge. Das Gebäude wies auch ein Spezifikum aus, das für eine museale Nutzung geeignet war: »Der Architekt Friedrich Theodor Roschig hatte das Gebäude aufgrund der Brandgefahr ganz aus Eisen und Stein projektiert und auf Holz als Baumaterial verzichtet. Das Gebäude zählte damals zu den brandsichersten der Stadt Chemnitz.«<sup>36</sup> Gegen eine Umnutzung sprachen die Anlage der Säle, die Stellung der Eisenträger, die die Raumbildung unter-

brachen, und die dadurch bedingte Deckengestaltung.<sup>37</sup> Schließlich waren es zwei Faktoren, die einen Neubau sinnvoll machten: ein ästhetischer und ein ökonomischer. Dafür sprach, dass Form und Inhalt eine Einheit bilden müssten und dass der Inhalt die Form bedingen müsse.<sup>38</sup> Das konnte mit der vorliegenden »Form« schwerlich realisiert werden. Und: Die Kosten für eine entsprechende Umgestaltung lagen letztlich höher als die für einen Neubau.<sup>39</sup>

Wie gesagt, die ersten Zeichnungen zur weiteren Neugestaltung des Neustädter Marktes stammten noch von Eduard Hechler. Daran fällt zunächst auf, dass er in einem Entwurf den Platzcharakter durchaus erhalten wollte, indem er die Front des Museumsgebäudes auf der gleichen Länge wie die Ostseite der Kirche anlegte, was dazu geführt hätte, dass in Richtung Königstraße Freifläche erhalten geblieben wäre.<sup>40</sup> In zwei weiteren Entwürfen wäre der Platzcharakter verloren gegangen. In einem verläuft der Museumsbau in west-östlicher Richtung über den Platz und »zerschneidet« ihn.<sup>41</sup> Bemerkenswert an der anderen Zeichnung ist der Umstand, dass sie schon einen Theaterbau enthält, der südwestlich der Petrikirche zur Bismarckstraße hin liegt (wo er dann auch realisiert wurde), während in südöstlicher Richtung zur Königstraße hin der Museumsbau platziert ist. Beide Gebäude hätten somit auf gleicher Linie gelegen.<sup>42</sup> Eine bauliche Umrahmung des Platzes sahen somit alle Zeichnungen nicht vor. Ob nun der Theaterbau schon in intensivere Überlegungen eingegangen war oder nur eine Vorstellung von Eduard Hechler darstellte, müssen wir offenlassen.

Damit sind wir bei einem weiteren Problem angelangt. Interessant in diesem Zusammenhang ist eine Diskussion, die ab November 1899 in der *Allgemeinen Zeitung* geführt wurde. Sicher hatte man in der Redaktion keine Kenntnis von den weiteren Planungen im Bauamt und daher nur die Beschlusslage von 1897 im Blick. So schrieb die Zeitung am 10. November 1899: »Immer lebhafter wird in der Bürgerschaft die Frage erörtert, ob das König Albert-Museum oder der Neubau eines Stadttheaters [...] wichtiger für unsere localen Interessen ist.« Der Theaterbau hätte Vorrang vor einem »weit weniger [...] allgemeinem öffentlichen Interesse dienenden Museumsbau«.<sup>43</sup> Und die Zeitung veröffentlichte dann im Januar 1900 den Artikel »Ein Chemnitzer Forum«.<sup>44</sup> Hier finden wir eine Zeichnung, die in Bezug auf das Theater die realisierte Gestaltung weitgehend vorwegnimmt: das Theater mittig an der Westseite. Natürlich fehlte nicht der Verweis auf den Dresdner Theaterplatz mit der Hofoper (»Semper's Altes Hof-Theater [Dresden]« mit den Maßen!), der auf das Museum fehlte jedoch.

Letztlich erfolgte bis 1902 eine zweigleisige Planung: einmal die für einen Theaterneubau auf dem Neustädter Markt und einen Museumsbau in den Schillerplatzanlagen vor der Aktienspinnerei, zum anderen die, die letztlich auf dem Neustädter Markt zur Ausführung gelangte. Letztere überzeugte dann auch den Bauausschuss, der beschloss, sie weiter zu verfolgen. Damit sollte »nun der Wunsch vieler Einwohner in Erfüllung gehen«.<sup>45</sup>

# Welt weit mehr sachses ruine

Garten- und Landschaftsgestaltung  
in Chemnitz im Kaiserreich  
im europäischen und transatlantischen  
Kontext

1  
Garten am Siegesdenkmal in  
der Chemnitzer Theaterstraße,  
um 1890



## Einleitung

Entstehung und Entwicklung von Parkanlagen und Grünflächen in urbanen Räumen sind keine Erfindung des 19. oder gar des 20. Jahrhunderts. Dass es gleichwohl in weiten Teilen Europas seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch jenseits von Metropolen in einer Vielzahl von größeren wie mittelgroßen Städten zur planmäßigen Einrichtung von »Stadtgrün« gekommen ist, verdankt sich vorrangig dem Streben von Bürgerschaft und Stadtverwaltung nach einer Verbesserung der städtischen Lebensbedingungen. Dies galt natürgemäß und im besonderen Maße auch für eine sich in dieser Zeit so rasch entwickelnde Stadt wie Chemnitz. Um diesen sich in der Stadt vollziehenden Prozess einordnen und bewerten zu können, muss dieser in den Kontext der Zeit mit ihren gerade auf dem Gebiet der Stadtentwicklung bestehenden besonderen Notwendigkeiten eingeordnet werden. Hierzu zählt auch die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Anlage städtischer Grünflächen in einer Industriestadt wie Chemnitz.

In seiner erstmalig 2013 erschienenen, beachtenswerten Studie *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850* verweist der Gießener Historiker Friedrich Lenger auf die im Wesentlichen um die Senkung »ökologischer, hygienischer und medizinischer Risiken« kreisenden Bemühungen der Stadtverwaltungen, die seit dieser Zeit zur vermehrten Gestaltung von Grünflächen und Parks führten.<sup>1</sup> Natürlich waren derartige Anlagen im ausgehenden 19. Jahrhundert längst keine fundamentalen Neuschöpfungen engagierter Stadtplaner mehr. Insbesondere seit der Renaissance waren in Europa vermehrt Gärten und Parks entstanden, die den Repräsentations- und Zerstreuungsbedürfnissen von Fürsten bzw. Adligen entsprangen und die zudem für die Öffentlichkeit häufig zugänglich gewesen sind.<sup>2</sup> Gleichwohl standen Parks und Grünflächen in den sich teils rasant vergrößernden und verdichtenden Städten des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Konkurrenz zu alternativen Nutzungskonzepten. Und hierzu zählte nicht allein das auch heute insbesondere in größeren Ballungsräumen nur zu

bekannte Problem des Wohnraummangels und des hieraus resultierenden Bedarfs nach Wohnbauten mit der Folge einer zunehmenden Verdichtung urbaner Räume.<sup>3</sup> Vielmehr war und ist diese Frage mit dem vorrangigen Nutzungskonzept, dem jeweiligen Stadtypus verbunden. So unterschied sich auch in unserem Untersuchungszeitraum im Hinblick auf die Entwicklung urbaner Grünanlagen eine Kur- bzw. Residenzstadt – wie Bad Elster oder Dresden – erheblich von einer Industriestadt – wie Chemnitz oder Zwickau – oder einer Festungs- bzw. Garnisonsstadt wie das lothringische Metz bzw. das wesentliche kleinere, ebenfalls im Reichsland Elsaß-Lothringen gelegene Mörchingen.<sup>4</sup> Kur- bzw. Residenzstädte waren in Bezug auf Art, Umfang und Genese ihrer Grünanlagen im Vergleich zu Städten mit anderen gewachsenen Strukturen klar im Vorteil. Sie verfügten über teils bereits seit Jahrhunderten existierende, in aller Regel permanent sorgsam gepflegte und dem aktuellen ästhetischen Empfinden angepasste Grünanlagen, die behutsam in das jeweilige Stadtbild eingefügt waren und die sich keiner Konkurrenzsituation mit alternativen Nutzungskonzeptionen ausgesetzt sahen, ja im Falle von Kurstädten sogar eine grundlegende Voraussetzung des Kurbetriebs und damit der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit dieser Kommunen darstellten.

## Pückler goes America

Nachdem in den Jahrhunderten zuvor aus Italien bzw. Frankreich kommende Gestaltungsprinzipien die europäische Gartenarchitektur geprägt hatten, drückte seit dem 18. Jahrhundert der englische Landschaftsgarten diesen Prinzipien mehr und mehr seinen Stempel auf.<sup>5</sup> Hatten bereits die Gärten und Parks des Barock ästhetische mit repräsentativen Funktionen verbunden, also dem ästhetischen Empfinden seines adeligen Eigentümers geschmeichelt und zugleich sein politisches Gewicht bzw. seinen Wohlstand unterstrichen, band nun der englische Landschaftsgarten auch ökonomische und aufklärerische Aspekte in die Gartenbaukunst und Landschaftsarchitektur mit ein. Die umgebende

Landschaft wurde bewusst mit in die Garten- bzw. Parkgestaltung einbezogen, die Anlagen selbst der bestehenden Topografie angepasst und Pflanzungen, Baumhaine, Rasenflächen oder Gewässer so organisch und natürlich wie möglich gehalten.

Die englische (Landschafts- bzw. Garten-) Architektur des 18. Jahrhunderts wurde – neben anderen – insbesondere von Thomas Whately (1726–1772), William Chambers (1723–1796) und Johann Heinrich Müntz (1727–1798) geprägt. Neben Müntz,<sup>6</sup> der seit 1792 für den Landgrafen von Hessen-Kassel tätig war und der seine über viele Jahre hinweg in verschiedenen europäischen Ländern erworbenen Erfahrungen einbringen konnte, vollzog sich der Transfer dieser Kunst nach Deutschland vor allem durch die Rezeption der von englischen Gartenkünstlern geschaffenen Werke durch Christian Hirschfeld (1742–1792) und Friedrich Ludwig Sckell (1750–1823).<sup>7</sup> Die Idee, nun auch hierzulande auf dem Feld der Gartengestaltung das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden und die so geschaffenen Werke einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wurde von Hirschfeld mit dem Modell der »Volksgärten« weiterentwickelt. Diese jedermann zugänglichen Gartenanlagen seien, so Hirschfeld, derart zu konzipieren, dass sie durch ihre Erscheinung den Besucher nicht allein ästhetisch zu beeindrucken, sondern zugleich auch moralisch zu bessern versuchen sollten – eine Besserung, die durch die dem städtischen Leben eigenen negativen Auswirkungen auf die menschliche Moral nötig werde.<sup>8</sup> Sichtbar wurde der britisch-deutsche Kulturtransfer auf dem Gebiet der Landschafts- und Gartenkunst etwa durch den ab 1769 von Johann Friedrich Eyserbeck (1734–1818)<sup>9</sup> im Auftrag des Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740–1817) angelegten Park von Wörlitz oder durch die Anlage des Englischen Gartens in München durch Friedrich Ludwig Sckell zwischen 1789 und 1792. Der Englische Garten der bayerischen Haupt- und Residenzstadt München entwickelte sich jedoch zugleich aus einem ebenfalls 1789 direkt daneben angelegten Militärgarten, dessen Flächen nach seiner Auflassung im Jahr 1800 Teil des Englischen Gartens wurden.<sup>10</sup> Explizit verweist Sckell in seiner erstmals 1807 publizierten Denkschrift auf die vielfältigen positiven Effekte, die sich für die Allgemeinheit aus der Nutzung der Gartenanlagen ergäben.<sup>11</sup> Derartige Volksgärten entstanden mit Beginn des 19. Jahrhunderts – neben München – auch in zahlreichen weiteren deutschen Städten, im europäischen Ausland und ebenso in Nordamerika. Im Königreich Preußen wurde die neue Parkkonzeption aufgegriffen und weitergeführt von Peter Joseph Lenné (1789–1866)<sup>12</sup> und seinem Schüler Gustav Meyer (1816–1877).<sup>13</sup> Zweifelsohne zählt Lenné zu den bedeutendsten Gartenarchitekten des deutschen Kulturraums, der mit seinen Arbeiten insbesondere die Landschaft zwischen Berlin und Potsdam nachhaltig zu prägen vermochte. Lenné schreckte bei der Neugestaltung von Landschaftsarealen, insbesondere bei größeren Projekten, auch nicht davor zurück, gewachsene Strukturen wie etwa alte Baumbestände roden zu lassen, um Platz für seine Ideen zu schaffen. Dazu gehörte



2

Der Park und das Arboretum von Muskau, 1868

die Kombination von natürlich wirkenden Flächen mit Wiesen und Waldabschnitten mit Blumenbeeten und Teichen mit Springbrunnen. Bei ihm ist zudem die gezielte, systematische Verwendung »exotischer«, das heißt aus Amerika oder Asien stammender Pflanzen nachweisbar.<sup>14</sup> Großräumig angelegte Parkanlagen verband er über eingebaute Sichtachsen, von denen wiederum verschlungene Pfade und Wege abzweigten, die zu in verschiedensten Formen angelegten Pflanzungen bzw. Bäumen und Buschwerk führten. Gleichwohl behielt Lenné neben der ästhetischen Dimension seines Wirkens stets die soziale bzw. gesundheitliche Facette im Sinne der Erholungs- und Entspannungsfunktion für jedermann im Blick. Auf diesen Aspekt verwies auch Lennés Schüler Gustav Meyer, der als »Städtischer Gartendirektor zu Berlin [sic]« an das Werk seines Lehrers anknüpfte, in seiner erstmalig 1859 veröffentlichten Schrift *Lehrbuch der schönen Gartenkunst*.

Neben Lenné und Sckell gilt Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871)<sup>15</sup> als der bedeutendste deutsche Gartenkünstler des 19. Jahrhunderts; seine von ihm selbst gestalteten Anlagen von Muskau und Branitz zählen unstrittig zu den herausragendsten europäischen Garten- bzw. Parklandschaften. Pückler scheute für seine Visionen weder Kosten noch Mühen. So ließ er in enormen Mengen Mutterboden anliefern, da sich der karge märkische Sandboden für seine Gehölze und Pflanzen als ungeeignet erwiesen hatte. Zudem gelang es ihm erstmalig überhaupt im Gartenbau, ausgewachsene Bäume zu verpflanzen. Öffnung und Zugänglichkeit der Anlagen für die Allgemeinheit bildeten dabei von Beginn an einen Baustein in Pücklers Konzeption. Den Besuchern bot sich so die Möglichkeit, in entspannter Atmosphäre die Natur zu genießen. In der Folgezeit trat überdies in Bezug auf die Naturkunde ein spezifischer Bildungsgedanke hinzu, indem etwa die Bäume und Pflanzungen mit einer Beschilderung versehen wurden, die den Besuchern Auskunft über Name, Herkunft und Verbreitung gab.<sup>16</sup> Hatten sich Gartenarchitektur, Garten- und Landschaftsgestaltung in Deutsch-

land bislang an ausländischen, vorrangig italienischen, französischen und englischen Modellen orientiert, begann diese Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, sich nun ein Stück weit umzukehren. Die Arbeiten von Lenné und Pückler hatten weltweit für Aufmerksamkeit gesorgt. Zahlreiche interessierte Fachleute wie Laien nahmen die Schriften der deutschen Gartenarchitekten zur Kenntnis und besuchten in der Folge die in den verschiedensten Teilen von Deutschland entstandenen Park- und Gartenanlagen, vor allem jedoch den Englischen Garten in München und die Parkanlagen von Wörlitz, Muskau und Branitz. Zum Kreis dieser Fachleute zählten auch US-Amerikaner. Dass die Schöpfungen von Sckell, Lenné, Pückler und anderen selbst in Nordamerika auf Beachtung stießen, resultierte nicht zuletzt aus der zahlenmäßig bedeutenden deutschen Auswanderung dorthin. Pückler und sein Werk fanden Eingang in die 1836er Ausgabe der 1829 erstmalig von Francis [Franz] Lieber (1800–1872)<sup>17</sup> herausgegebenen *Encyclopaedia Americana*, einer adaptierten Kopie des Brockhaus-Konversationslexikons. Einige Zeit später, 1852, suchte und fand der renommierte deutsche Landschaftsgärtner und -architekt Adolph Strauch (1822–1883) seine erste Anstellung in Nordamerika, und zwar

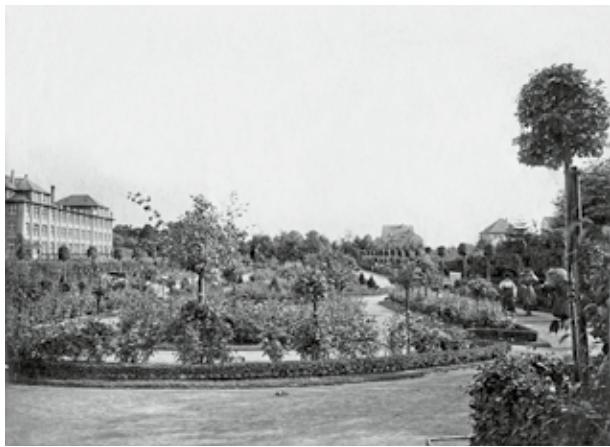


3  
Central Park,  
The Lake from the East Side



4  
The Cove,  
Central Park New York

in der im Staat Ohio gelegenen Stadt Cincinnati, die in beträchtlichem Maß von deutschen Einwanderern geprägt war.<sup>18</sup> Noch im gleichen Jahr wurde auf der Basis von Plänen Strauchs der städtische Mount Storm Park angelegt – zugleich das erste in einer ganzen Reihe von weiteren Parkprojekten, die Adolph Strauch in den folgenden Jahren in den Vereinigten Staaten umsetzen konnte. Tatsächlich sollten noch mehrere Jahre vergehen, bis auch amerikanische Gartenarchitekten auf Pückler und seine Gartenanlagen aufmerksam wurden. So verweisen in den 1870er Jahren erschienene amerikanische Enzyklopädien auf die Bedeutung der von ihm in Branitz und Muskau geschaffenen Anlagen sowie auf seine Schriften, insbesondere auf die *Andeutungen über Landschaftsgärtnerie* aus dem Jahr 1834. Nochmals rund 20 Jahre später, in den 1890er Jahren, setzte eine gezielte, professionelle Auseinandersetzung mit Pücklers Werk in den USA ein. Ursachen hierfür sind in den Gründungen der New England Park Association im Jahr 1898 und in der American Society of Landscape Architects ein Jahr später zu suchen. Einer der ersten Fachleute, die den Weg aus den Vereinigten Staaten nach Muskau fanden, war der Botaniker und Dendrologe John George Jack (1861–1949), der den Park 1891 im Rahmen einer Europareise aufsuchte. Jack hatte seine Berichte 1892 im US-Fachjournal *Garden and Forest* veröffentlicht und sich dabei begeistert von Pücklers Werk gezeigt.<sup>19</sup> Es ist davon auszugehen, dass John George Jack die Reise und den Besuch in Muskau auf direkten Hinweis von Charles Sprague Sargent (1841–1927) hin unternahm, dem ersten Direktor des renommierten Bostoner Arnold-Arboreums, eines zur Harvard University gehörigen Herbariums und botanischen Gartens.<sup>20</sup> Gut möglich, dass der Botaniker Sargent Muskau selbst im Rahmen einer zwischen 1865 und 1868 absolvierten ausgedehnten Europareise aufgesucht hat. Dass er in jedem Fall mit Pückler und dessen Werk vertraut war, erschließt sich aus dem Umstand, dass sein langjähriger und engster Mitarbeiter Alfred Georg Rehder (1863–1949) ein Enkel von Jacob Heinrich Rehder (1790–1852) gewesen ist, der zwischen 1818 und 1852 als Hofgärtner und »Park-Inspector« für Fürst Pückler in Muskau tätig war.<sup>21</sup> Dessen Sohn Paul Julius Rehder (1833–1917), der Vater von Alfred Georg, war wiederum Hofgärtner bei Fürst Otto-Friedrich von Schönburg-Waldenburg (1819–1893) im westlich von Chemnitz an der Zwickauer Mulde gelegenen Städtchen Waldenburg. Alfred Georg Rehder hatte vor seiner Amerikareise bereits zahlreiche Erfahrungen als Gärtner und Botaniker sammeln können und war unter anderem 1890 an der Einrichtung eines alpinen Versuchsgartens auf dem Gipfel des Brockens, dem »Brockengarten« beteiligt gewesen. Rehder gehörte seit 1895 dem Redaktionskollegium der in Erfurt erscheinenden *Möllers deutscher Gartenzeitung* an und wurde 1898 zunächst für ein halbes Jahr zu Studienzwecken in die USA entsandt. Aufgrund der vielfältigen beruflichen Möglichkeiten, die sich ihm durch die Bekanntschaft mit Charles Sprague Sargent eröffneten, entschied sich Alfred Rehder dafür, in den USA zu bleiben und hier fortan als Dendrologe zu arbeiten.<sup>22</sup>



Neben Charles Sprague Sargent zählt Frederick Law Olmsted (1822–1903) zum Kreis jener Persönlichkeiten, die die Garten- und Landschaftsarchitektur der Vereinigten Staaten im 19. bzw. im frühen 20. Jahrhundert entscheidend prägen und zugleich Impulse für globale Entwicklungen und Trends auf diesem Gebiet setzen sollten.<sup>23</sup> Olmsted war unter anderem Chefarchitekt des Central Parks in Manhattan/New York und der Capitol Grounds in Washington und darüber hinaus für die Umsetzung Hunderter Garten- und Landschaftsbau-Projekte in den USA verantwortlich. Er war geprägt von den Vorstellungen der seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert vor allem in England populär gewordenen »moral-treatment-Bewegung« und von Mitte des 19. Jahrhunderts viel diskutierten Miasmen-Theorien. Diese Sichtweisen hatten sich bei Olmsted durch sein Wirken als General Secretary of the Sanitary Commission der Nordstaaten-Armee während des Sezessionskriegs (1861–1865) noch verstärkt, in dem er tagtäglich mit den schwierigen Lebensbedingungen der Soldaten und ihrem schlechten Gesundheitszustand konfrontiert war.<sup>24</sup> »Bei Olmsted ist es nicht wie bei den deutschen Volksgärten die symbolische Verbindung zwischen Schönheit und moralischen Ideen, die diese pädagogische Wirkung von ›Landschaft‹ begründet. Er argumentiert vielmehr mit Kausalitätsverhältnissen auf psychischer und physischer Ebene [...]«.<sup>25</sup> Mit vergleichbaren Auswirkungen auf den Menschen sah sich Olmsted später in den Wohnquartieren der sich rasch vergrößernden amerikanischen Industriestädte konfrontiert. Sein Vorschlag zur Verbesserung dieser Situation bestand in der Errichtung ausreichend großer Parkanlagen mit guter Erreichbarkeit auch für einfache Leute, das heißt in allen Stadtteilen, und mit großen offenen Rasenflächen und verschiedenen Formen von Vegetation. Olmsteds Idee von »natural scenery« ist auch als Übertragung der Vorstellungen einer liberalen, bürgerlichen Gesellschaft auf einen neu zu schaffenden Teil des öffentlichen Raumes zu sehen. »Free movement«, »easy access« und »free association« sollten in den Parkanlagen amerikanischer Städte die Ideale der modernen, demokratischen Industriegesellschaft der Vereinigten Staaten des ausgehenden 19. Jahrhunderts spiegeln.<sup>26</sup> Sanft modellierte Rasenflächen (»green-sward«) sollten zum Betreten, zu Zusammenkünften einladen und damit Wohlbefinden (»hospitality«) generieren. Umrahmt bzw. eingehügelt wurden diese Flächen

Baumgruppen oder Wäldern, die Schatten spenden und den Park von der sie umgebenden Großstadt mit ihren vielfältigen, oft schädlichen Geräuschen und Gerüchen abgrenzen sollten.<sup>27</sup> Parkways gewährleisteten als linear konzipierte Parkräume den »easy access« zwischen einzelnen Parks und den Zugang zu den Parks aus weiter entfernten Stadtteilen und sind als Vergegenständlichung der Idee der Gleichheit aller Bürger zu verstehen, die jedermann einen einfachen Zugang zum Park ermöglichte.<sup>28</sup> Neben der Nutzung grüner Freiflächen zur zwanglosen Bewegung und Entspannung bestand für Olmsted ein weiterer Zweck neu geschaffener, aber auch bereits vorhandener, »natürlicher« Landschaften darin, durch die Wahrnehmung von »natural scenery« beim menschlichen Betrachter psychische Entspannung, ja Erholung vom Alltag zu bewirken. Daher plädierte Olmsted nachdrücklich für die Sicherung und Einrichtung von öffentlich zugänglichen »National Parks« in den USA.<sup>29</sup>

Mitarbeiter bzw. Schüler Olmsteds reisten vor dem Ersten Weltkrieg mehrfach nach Deutschland, um sich von Pücklers Konzeption und Schöpfungen in Muskau inspirieren zu lassen.<sup>30</sup> Zu ihnen zählte etwa der renommierte Landschaftsarchitekt Charles Eliot (1859–1897), der Sohn des Präsidenten der Harvard University Charles William Eliot. Charles Eliot hatte sich im Nachgang zu seinem Besuch in Muskau im September 1886 geradezu euphorisch gezeigt von der Anlage des Geländes und der harmonischen Integration verschiedenster bereits vorhandener Gebäude wie etwa einer Mühle in den Park durch Pückler. Eliot zufolge sei es Pückler zuerst um Authentizität, um das Charakteristische »seiner« Anlage gegangen, weniger um eine besonders herausragende Qualität, etwa durch die Verwendung einer Vielzahl »exotischer« bzw. von weiter importierter Bäume und Pflanzen. Diese Besinnung auf das Einzigartige der jeweiligen Landschaft, einschließlich ihrer Topografie und Pflanzenwelt, als konstitutives Strukturelement bei

5  
Rosarium im  
Chemnitzer Stadtpark



der Gestaltung von Parks und Gartenanlagen in den USA wurde so zum Credo für Eliots Arbeit.<sup>31</sup> Dabei trieb er die von Olmsted begründete Verwissenschaftlichung der Landschaftsarchitektur im Zusammenspiel von Natur- und Sozialwissenschaften weiter voran. So schuf er eine Methode zur Quantifizierung des gesellschaftlichen Nutzens von Parkanlagen, indem er auf Karten besonders schöne Aussichten (»views«) und Landschaftsbestandteile (»natural beauties«) erfasste und mittels Flächenvergleich von »open spaces« von verschiedenen Städten deren Freiflächenanteil und hieraus abzuleitenden Bedarf exakt bestimmen konnte.<sup>32</sup> Im Zentrum von Eliots Wirken stand das ab 1892 geschaffene Metropolitan Park System of Greater Boston, einem aus Parks, Nationalparks, Straßen, Wegen, Küstenstreifen mit Flussmündungen und Stränden bestehenden Gesamtkomplex rund um Boston und an der Atlantikküste der Massachusetts Bay.<sup>33</sup> Darüber hinaus war er bis zu seinem frühen, 1897 durch Meningitis verursachten Tod, federführend an der Entstehung des White Park in Concord (1888), des Mill Creek Park in Youngstown (1891) sowie an der Stadtplanung von Salt Lake City beteiligt. Seine Fachartikel in der Zeitschrift *Garden and Forest* wurden breit rezipiert und verliehen nicht allein der amerikanischen Gartengestaltung und Landschaftsarchitektur zahlreiche Impulse.

### Olmsted und Eliot in Deutschland

Unterdessen hatte sich 1887 in Dresden der Verein deutscher Gartenkünstler (VdG) gegründet. Den Initiatoren – unter ihnen mit Julius und Armin Sckell zwei Mitglieder der bekannten deutschen Gärtner-Familie Sckell – ging es vor allem um die Erhaltung und Weiterentwicklung der Gartenkunst und Landschaftsarchitektur im sich rasant zu einer urbanen Industriegesellschaft entwickelnden Deutschen Kaiserreich. Immerhin

7  
»Vom Schloßteiche«,  
vor 1900



stieg der Anteil der Stadtbevölkerung an der Gesamtbevölkerung in Deutschland zwischen 1871 und 1910 von 36 auf 60 Prozent.<sup>34</sup> Im selben Zeitraum wuchs die Bevölkerung von 41 auf 65 Millionen Menschen. Urbanisierung und Bevölkerungswachstum zogen überall in Deutschland die Ausdehnung der Städte in das Umland nach sich, wenn auch in teils unterschiedlicher Intensität. Das Königreich Sachsen entwickelte sich in diesem Zeitraum zu der am stärksten industrialisierten Region des Kaiserreichs und zu einer der »wirtschaftlich fortgeschrittensten Regionen Europas«.<sup>35</sup> Dieser dynamische, durchaus mit der Entwicklung in den Vereinigten Staaten vergleichbare Prozess stellte die Kommunalpolitik und ihre Haushalte auf harte Belastungsproben, etwa in Bezug auf den Ausbau des Schulwesens, die Trinkwasserver- und Abwasser-, Abfall- und Müllentsorgung und die Verlegung von bzw. den Anschluss an Gas- und Elektrizitätsnetze. Dies führte zum Bau von kommunalen Wasser- und Elektrizitätswerken und Gasanstalten, von Stadtkanalisationen, Schlachthöfen und Markthallen, aber auch von Volksbade- und öffentlichen Waschanstalten, von Stadtbüchereien und – last but not least – auch von städtischen Grünanlagen. Die Gründung des VdG<sup>36</sup> in Dresden 1887 hatte zudem zur Folge, dass noch im selben Jahr im Dresdner Großen Garten<sup>37</sup> die 1. Internationale Gartenbauausstellung durchgeführt wurde, der 1896 und 1907 noch zwei weitere, ebenfalls in Dresden, folgen sollten. Die maßgeblich von der bereits 1826 gegründeten Sächsischen Gesellschaft für Botanik und Gartenbau Flora initiierte und organisierte Ausstellung erwies sich als großer Erfolg und wurde zu einem wichtigen Impulsgeber für die weitere Entwicklung des Garten- und Landschaftsbau in ganz Deutschland. Neben Dresden fanden insbesondere in Erfurt und in Hamburg, aber auch in weiteren deutschen Städten teils mehrfach deutsche bzw. internationale Garten- schauen statt. Erfurt etwa hatte sich bereits zu dieser Zeit den Ruf als »Blumenstadt« und eines der bedeutendsten europäischen Zentren des Gartenbaus erworben.<sup>38</sup> Als Publikationsorgan diente die 1890 erstmalig herausgegebene *Zeitschrift für bildende Gartenkunst*, die Monatszeitschrift des Vereins der Gartenkünstler. Sie wurde 1899 umbenannt in *Die Gartenkunst*. Zeitgleich konstituierten sich beispielsweise auch Rosenliebhaber im 1883 in Hamburg gegründeten Verein deutscher Rosenfreunde, der 1898 in Sangerhausen neben dem Stadtpark ein vereinseigenes Rosarium anlegte, um gezielt »Rosenzucht und -forschung« betreiben zu können.<sup>39</sup>

Neben der Entwicklung gartenkünstlerisch anspruchsvoller Anlagen verlagerte sich in dieser Zeit der Schwerpunkt insbesondere des städtischen Gartenbaus auf die Weiterentwicklung von städtischen Gärten und Parks hin zu »Bürgergärten« bzw. »Volksparks«. Dabei verschob sich das Design dieser Anlagen zunehmend hin zu einer auf den Nutzer, das heißt den Stadtbewohner und dessen Freizeitbedürfnisse bzw. -verhalten zugeschnittenen Ausgestaltung, mit der nun beispielsweise auch dem gestiegenen Interesse an körperlicher Bewegung, an Leibesübungen, Sport und Spiel im öffentlichen Raum Rechnung getragen wurde. Dieser Ent-

Das  
Grenzen-  
versuchs-  
kabinett  
kommt

und seine flächendeckende  
Resonanz in sämtlichen  
Volksschulen der Stadt



1  
Die Höhere Knabenschule  
zu Chemnitz

Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts durchdachten insbesondere Reformpädagogen und nicht wenige Herbartianer verstärkt theoretische Probleme der Bildung und des Unterrichts. So wurden zum Beispiel bemerkenswerte dialektische Ansätze zum Nachdenken über den Unterricht erarbeitet und vor allem die Förderung der Subjektposition des Schülers in pädagogischen Prozessen erörtert. Sowohl äußere Faktoren – wie die sozialökonomischen Veränderungen in Deutschland und der Welt, die Erfolge der Naturwissenschaften, der technische Fortschritt und die Verschärfung des Konkurrenzkampfes in der internationalen Arena – als auch innere Faktoren, so die Anwendung von neuen Methoden in der pädagogischen Forschung, die Entwicklungstendenzen der Differenzierung des pädagogischen und vor allem des psychologischen Wissens und anderes mehr, bewirkten Vorschläge für eine Änderung bzw. Modifizierung des gesamten Faktorengefüges des Unterrichts und der Schulstrukturen. In derartigen Umbruchsepochen werden in der Regel die dynamischsten und interessantesten Denkleistungen hervorgebracht, weil Emanzipationsbewegungen neuartige Fragen stellen und alte Fragen in neues Licht rücken.

In diesem Beitrag wird an einem regionalen Fallbeispiel einer der inneren Faktoren für die Schulreformbewegung im Untersuchungszeitraum thematisiert. Im Fokus steht, wie sich der Profilierungsprozess der Psychologie im Allgemeinen sowie der in der Entwicklungspsychologie im Besonderen auf basispädagogische Schulreforminitiativen ausgewirkt hat. Der reformpädagogische Anspruch in der Volksschullehrerbewegung, Entwicklungsgerecht zu unterrichten und Entwicklungsgemäß zu erziehen, ließ sich spätestens seit William Thierry Preyers *Die Seele des Kindes* (1882)<sup>1</sup> nur realisieren, wenn sich ihre Berufskorporationen – quasi aus Eigeninitiative – um eine systematische Weiterbildung ihrer Lehrerschaft auf dem Gebiet der Psychologie engagierten. Das vom 1846 gegründeten Leipziger

Lehrerverein (LLV)<sup>2</sup> eigens dafür geschaffene Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie wird zunächst als Ausgangsbedingung für nachfolgende unterrichtspraktische Reformbestrebungen vorgestellt. Schon damals gab es Konsens in der Frage, dass die Effizienz von Schulreformen von der Lehrerausbildung abhängt. Sodann erfahren die reichsweit umfangreichsten Versuchsklassenprojekte in Sachsen eine Würdigung, wobei natürlich das besondere Augenmerk auf Chemnitz gerichtet wird – zumal nur hier eine flächendeckende Resonanz der Versuchsklassenarbeit auf sämtliche städtische Volksschulen erreicht wurde.

Das Leipziger Institut für experimentelle  
Pädagogik und Psychologie  
und seine Chemnitzer Außenstelle als wissen-  
schaftliche Paten für die Versuchsklassenpraxis  
in Sachsen

Die Etablierung des 1906 im LLV gegründeten Instituts für experimentelle Pädagogik und Psychologie – das erste dieser Art in Deutschland – geht auf eine Anzeige des Leipziger Lehrers Rudolf Schulze in der *Leipziger Lehrerzeitung* (LLZ) vom 14. März 1906 zurück. Schulze, der selbst einige Jahre das von Wilhelm Wundt im Jahr 1879 gegründete Psychologische Institut der Universität Leipzig kennengelernt hatte, rief zu einer Versammlung auf, um über die Gründung eines Instituts zu beraten. In diesem Aufruf mahnte er, dass die moderne – experimentelle – Psychologie Wilhelm Wundts zwar von Leipzig aus die Welt eroberte, die deutsche Lehrerschaft sich bislang aber kaum mit der modernen Psychologie beschäftigt habe. Die Lehrerausbildung war nach Schulze nicht befriedigend; obwohl die Psychologie als die für die Pädagogen wichtigste Wissenschaft angesehen wurde, ist sie nicht Bestandteil der Ausbildung gewesen. Darüber hinaus sei trotz der immensen Fortschritte in der experimentellen Psychologie für die Anwendung ihrer Methoden in der Pädagogik nichts geschehen. Zudem waren die Anwendungsmöglichkeiten experimenteller Psychologie begrenzt, da die erforderlichen Apparaturen in aller Regel die finanziellen Möglichkeiten der Lehrer überstiegen. Die anvisierten institutionellen Voraussetzungen erschienen Schulze in Leipzig besonders günstig, weil Leipzig zum einen über das älteste und bedeutendste psychologische Institut der Welt verfügte, zum anderen mit dem LLV in ausreichendem Maße finanzielle Mittel zur Verfügung standen. Außerdem sah Schulze in dem 1884 errichteten Vereinshaus des LLV, das erste seiner Art in Deutschland, den natürlichen Mittelpunkt für ein solches Institut.<sup>3</sup>

Die Aufgaben des Instituts sollten zunächst sein, Lehrer in die experimentelle Psychologie einzuführen, ihnen Gelegenheit zu geben, selbstständige Untersuchungen anzustellen, und das Interesse für die experimentelle Psychologie zu verbreiten. Das Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie des LLV wurde schließlich am 3. Mai 1906 gegründet. Die Leitung des Instituts übernahm bis 1919 der jüdische Erzie-

hungswissenschaftler Max Brahn, dem die Universität Leipzig wiederholt eine Professur verwehrt hatte.<sup>4</sup> Anschließend wurde Rudolf Schulze bis 1933 Institutsleiter. Anlässlich seines 80. Geburtstags wurde Wilhelm Wundt im August 1912 zum einzigen Ehrenmitglied ernannt. Das Ehrendiplom findet sich als Titelseite der Nummer 38 des LLZ (19. Jg.) vom 4. September 1912. Wundt schrieb dazu am 6. September 1912: »Dass dieser Verein mich zum Ehrenmitglied desjenigen Instituts gewählt hat, das meinen eigenen Bestrebungen besonders nahesteht, gibt mir eine Anerkennung meiner psychologischen Arbeit, die ich über jede andere stelle. [...] Auch darf ich es ja aussprechen, dass die vortrefflichen Arbeiten, die aus dem Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie des Leipziger Lehrervereins hervorgegangen sind, deutlich zeigen, wie fruchtbringend eine solche Arbeitsteilung sein kann, wenn sich der Praktiker ebenso sehr der Notwendigkeit einer soliden theoretischen Grundlage bewusst ist, wie der Theoretiker seinerseits den Blick auf das Ganze und auf den Zusammenhang der Gebiete richten sollte.«<sup>5</sup> Die enge Verbundenheit der Leipziger Lehrerschaft mit Wilhelm Wundt wurde in der zeitgenössischen pädagogischen Literatur immer wieder betont. So schrieb Schulze: »Wir Leipziger wissen genau, dass das experimentelle Institut des Leipziger Lehrervereins unmöglich gewesen wäre ohne Wundts Beirat und tatkräftige Unterstützung.«<sup>6</sup>

Auch die Außenwirkung des Instituts nahm bereits in den ersten Jahren beständig zu. So besichtigten Professoren aus Leipzig und Mannheim, aus Bulgarien, Chile, Rumänien, Russland, Polen und Japan das Institut.<sup>7</sup> Nach dem Leipziger Vorbild sind weitere Institute im In- und Ausland entstanden. An dieser Stelle sei stellvertretend auf die 1911 gegründeten Institute für Jugendkunde in Bremen, auf das an der Universität Breslau, die Berliner Arbeitsgemeinschaft für pädagogische Psychologie sowie auf das von Ernst Meumann 1913 eröffnete Hamburger Institut für Jugendkunde hingewiesen. Zu dem international wohl renommieritesten und noch heute weltweit geschätzten Institut, das nach dem Vorbild des Instituts für experimentelle Pädagogik und Psychologie des LLV entstanden ist, entwickelte sich das 1912 von Edouard Claparède in Genf gegründete Institut Jean-Jacques Rousseau, dem 1925 das Bureau International d'Éducation angegliedert wurde, das kein Geringerer als Jean Piaget über vier Dekaden leitete. Diese Genfer Einrichtungen avancierten – bis in die Gegenwart hinein – zu den Forschungszentren der internationalen Dachorganisation der Reformpädagogik, der 1921 gegründeten New Education Fellowship.<sup>8</sup>

Das Leipziger Institut half auch mit, internationale Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendpsychologie im deutschsprachigen Raum zugänglich zu machen. So wurde beispielsweise das 1903 in Amerika publizierte Werk von E. A. Kirkpatrick unter dem Titel *Grundlagen der Kinderforschung* 1909 übersetzt und bei Hahn (Bde. I–III) und bei Dürr (Bde. IV–VIII) in Leipzig durch den LLV herausgegeben. Die seit 1910 publizierten 20 – zum Teil sehr umfang-



2

Blick über den Körnerplatz mit Körnerschule (links) und Markuskirche (rechts)

reichen oder mehrteiligen – Bände der *Pädagogisch-psychologischen Arbeiten des Instituts für experimentelle Pädagogik und Psychologie* verdeutlichen, wie – getreu dem Vorbild Wilhelm Wundts – Psychologie, Physiologie, Pädagogik und Philosophie stets miteinander verbunden wurden, wenn es galt, den Menschen als Gegenstand der Erziehung zu betrachten und die Möglichkeiten der menschlichen Natur und deren pädagogische Beeinflussung zu bestimmen. Ist in den ersten Jahrgängen die direkte und indirekte Abhängigkeit vom Psychologischen Institut der Universität Leipzig unübersehbar, so gewann das Institut zunehmend ein eigenes Profil, als genügend qualifizierte Pädagogen in Arbeitsgruppen tätig werden konnten.<sup>9</sup>

### Das reichsweit umfangreichste öffentliche Versuchsklassenprojekt 1911 bis 1914 in Leipzig, Dresden und Chemnitz

Als die 1885 im LLV gegründete Methodische Abteilung im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts die basis-pädagogische Initiative übernahm, erstmals im Wilhelmischen Deutschland reformpädagogische Unterrichtsauffassungen unter Regelschulbedingungen zu erproben, orientierte sie sich vor allem an den psychologischen Erkenntnissen der sogenannten Leipziger Schule, den Wundt-Schülern Felix Krueger, Friedrich Sander, Hans Volkelt, Otto Klemm und anderen, die den Nachweis der ganzheitlichen Auffassungen auf dem Gebiet der kindlichen Wahrnehmung führten. Diese Psychologen wiesen nach, dass besonders die Wahrnehmung bei Kindern zunächst als eine mehr »gefühlsmäßige Gesamtstellungnahme« vorhanden sei, auf die dann erst Differenzierungen und Analysen folgen könnten. Diese Erkenntnis wirkte sich unmittelbar auf die in Kooperation von Methodischer Abteilung und Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie des LLV erarbeiteten Forderungen nach einer zeitgemäßen Unterrichtsreform aus – vorerst des Elementarunterrichts.

Ausgerüstet mit reichen Praxiserfahrungen und gestützt auf langjährige Bestrebungen für die Verbesserung der Lehr- und Lerntätigkeit in den Volksschulen, wurde im LLV seit etwa 1905 ein spezifisches Konzept für die Reform des Elementarunterrichts in der Grundschule entwickelt, das später auch Anwendung in den höheren Klassen finden sollte. Immer wieder betonten die Unterrichtsreformer des LLV, die sich als Arbeitsschulpädagogen verstanden, dass »der Ruf ›Vom Kinde aus!‹ von mehr oder weniger radikalen Reformpädagogen für sie keineswegs bedeute, die kindliche Laune und Willkür in den Vordergrund der erziehlichen Maßnahmen zu stellen.« Ihr Ziel sei vielmehr, »die höchste geistige Aktivität des Kindes und eine beispiellose Schule für Selbstständigkeit des geistigen Handelns« zu errichten.<sup>10</sup> Die Unterrichtsreformer des LLV bemühten sich darum, alle pädagogischen Schlussfolgerungen für die Unterrichtspraxis aus dem neuesten Erkenntnisstand der Wissenschaften, insbesondere der Psychologie, zu ziehen – und diesen wiederum selbst zu bereichern, ohne die bewährten Traditionen, Erkenntnisse und Ideen der historischen Pädagogik und aller anderen fruchtbaren Ansätze in den Unterrichtstheorien zu ignorieren. Das bewahrte sie vor Überspitzungen und extremen Positionen – beispielsweise gegenüber dem Herbartianismus.<sup>11</sup> »Darin aber, dass nicht etwas völlig Neues geschaffen, dass etwas Vorhandenes nur weiter ausgebaut werden soll, liegt zugleich die Schwierigkeit der Aufgabe. Da muss vorsichtig geprüft werden, was gut und erhaltenswert ist und was als lebensunfähig über Bord geworfen werden muss«, schrieb H. M. Schwarze 1902 als Vorsitzender der Methodischen Abteilung des LLV.<sup>12</sup> Für das angestrebte altersgerechte Unterrichten nutzte die Methodische Abteilung seit 1906 die Zusammenarbeit mit dem Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie; zumal als Zielstellung für den »neuen Unterricht« ein auf entwicklungspsychologischen Erkenntnissen beruhendes selbstständiges und schöpferisches Lernen gefordert wurde, damit alle im Kinde liegenden Kräfte und Anlagen opti-

mal gefördert werden und zur vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit beitragen können.

Die Unterrichtsreformer des LLV, Paul Vogel, Karl Rössger, Otto Erler und ihr »theoretischer Kopf«, Rudolf Sieber, redeten einem »aktiven Erkennen« das Wort. Und dafür müsse grundsätzlich beachtet werden, dass die Schülerinnen und Schüler die geistige Arbeit weitestgehend selbstständig leisten sollen.<sup>13</sup> Sie forderten, dass »im gesamten Unterricht Handlung, Tat, Arbeit, und zwar körperliche und geistige Arbeit, in inniger Verbindung gesehen werden muss«.<sup>14</sup> Insbesondere das vom 28-jährigen Rudolf Sieber am 10. Dezember 1908 in der Methodischen Abteilung des LLV unterbreitete Arbeitsschulprogramm *Die Arbeitsschule – Grundzüge für den Ausbau der Volksschule* bildete die wesentliche Grundlage für die 1909 vom LLV herausgegebene gleichnamige theoretische Schrift, die allein bis 1922 vier Auflagen mit insgesamt 12 000 Exemplaren erlebte und nunmehr ihrerseits die Arbeitsschuldiskussion in Deutschland stark beeinflusste und auch ein internationales Echo fand.<sup>15</sup>

Die Unterrichtsreformer des LLV drängten alsbald darauf, ihre theoretischen Vorstellungen zur Verbesserung der Unterrichtsarbeit im Rahmen eines umfangreichen Versuchsklassenprogramms praktisch zu erproben. Ihr 1909 an die Leipziger Schulbehörde gerichtetes »Gesuch um Anstellung von Versuchen zur Umgestaltung des Elementarunterrichts« zielte darauf, ausgehend von der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes, das verfrühte Einsetzen und Vorherrschen einer einseitig formalen Bildung (Lesen, Schreiben, schulmäßiges Rechnen) zugunsten eines Gesamtunterrichts hinauszuschieben. Bis zur dritten Klasse sollten die Kinder im Wesentlichen von einem Lehrer unterrichtet werden, der über hohe pädagogische Fähigkeiten verfügt. Für die sächsischen Unterrichtsreformer standen ähnlich orientierte Unterrichtsprojekte Pate wie die Berliner Reformpraxis Wilhelm Wetekamps oder wie sie die Bremer Reformpädagogin Magda Böttner, die Münchner Gesellschaft für Schulreform sowie Lehrer und Lehrerinnen in Halle (Saale), Zwickau, Worms und in Nordhausen initiiert hatten.<sup>16</sup> 1910 stimmte dann die Leipziger Direktorenkonferenz einem zunächst auf zwei Jahre beschränkten Versuchsklassenprojekt zu. Ab Ostern 1911 konnte an 21 Leipziger Schulen (16 Bezirks- und acht Bürgerschulklassen) mit der Versuchsklassenarbeit begonnen werden. In den 19 gemischten, zwei Knaben- und drei Mädchenklassen bewegte sich die Klassenstärke zwischen 34 und 41 Lernenden.

Die Leipziger Elementarklassenreform gab auch den entscheidenden Anstoß dafür, dass in Dresden seit 1911/12 mit 16 und in Chemnitz seit 1912 mit sieben Klassen eine ähnliche Versucharbeit durchgeführt werden konnte.<sup>17</sup> Sowohl die Schulträger als auch die Versuchsklassenlehrer aller drei sächsischen Großstädte selbst standen in einem regelmäßigen Erfahrungsaustausch. In Dresden wurde sogar die Versuchsdauer von drei Jahren gewährt, die sowohl den Reformern in Leipzig als auch denen in Chemnitz verwehrt worden war. So konnte Thümmler in seinem Bericht über die Dresdner Versuchsklassenarbeit besonders die Vor-



züge der dreijährigen Versuchsdauer herausstellen: »Das dritte Jahr wird gebraucht, um für die verschieden geförderten Kinder, als auch Klassen, den Anschluss an die Ziele des allgemeinen Lehrplans zu gewährleisten, während bei einem zweijährigen Zeitraum naturgemäß der Sachunterricht als Mittelpunkt des Arbeitsunterrichts viel zeitiger zurücktreten wird und um des zu erreichenden Anschlusses willen viel zeitiger, schon im zweiten Jahre, Übungen in den formalen Fertigkeiten den Hauptteil des Unterrichts bilden werden. Das dritte Jahr ist als sogenanntes Anschluss- oder Auslaufjahr nötig.«<sup>18</sup> Für die Dresdner Versuchsklassenarbeit ist des Weiteren herauszuheben, dass sich mit der Lehrerin Maria Wilma Kannegießer, die eine Versuchsklasse an der 30. Bezirksschule führte, erstmals eine Frau in Sachsen der Verwirklichung von Reformpädagogik an Regelschulen stellte.

Die von der Methodischen Abteilung des LLV stark beförderte und dem Leipziger Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie sowie der gleichnamigen Chemnitzer Institution wissenschaftlich begleitete sächsische Versuchsklassenarbeit wurde rasch zu einem zentralen Aufgabenschwerpunkt reformpädagogisch orientierter Kreise in ganz Sachsen. Der 1848 gegründete Sächsische Lehrerverein (SLV) bemühte sich, derartige Aktivitäten zu koordinieren. So fand beispielsweise auf Einladung des Vorstands des SLV am 12. Januar 1913 in Chemnitz eine Klausurtagung aller sächsischen Versuchsklassenlehrer und ihrer Dresdner Kollegin statt. Wie groß das Interesse der Bezirkslehrervereine an der Versuchsklassenarbeit war, geht daraus hervor, dass 15 Lehrervereine Vertreter nach Chemnitz entsandt hatten.

Während die sächsischen Unterrichtsreformer eine geradezu uneingeschränkte Unterstützung bei den etablierten Vertretern der Psychologie erhalten hatten, sah das sowohl bei der schulpolitischen Bildungsadministration und sogar in einigen Reformpädagogik-Kreisen ganz anders aus. So avancierten einerseits Ernst Meumann oder Otto Scheibner zu ausgesprochenen Förderern der Versuchsklassenarbeit, hingegen ging der berühmteste sächsische Reformpädagoge, der Leipziger Hugo Gaudig, auf Distanz zu den sächsischen Lehrervereinen im Allgemeinen und ihren Unterrichtsreformen im Besonderen. Die Ursache dafür lag in Gaudigs geradezu einseitiger Überbetonung der systematischen Fachstruktur des Unterrichts, die ihn zu einer scharfen Ablehnung des Gesamtunterrichts – selbst für die Grundschule – veranlasste, indem er diese Unterrichtsform gar als »eine gefährliche Kulturwidrigkeit« bezeichnete, was in logischer Konsequenz zu verfehlten Auffassungen über den Elementarunterricht führte, wie es schon Wolfgang Klafki Anfang der 1960er Jahre zu analysieren wusste.<sup>19</sup>

Die lebhafteste Zustimmung hatte die Versuchsklassenarbeit in Chemnitz erfahren. Die Chemnitzer Reformer konnten dabei sogar einen solchen Erfolg erzielen, dass der Beschluss gefasst werden konnte, ab Ostern 1914 alle 50 Chemnitzer Volksschulen nach diesem erfolgreich erprobten Reformprogramm für die Änderung der Grundschulpädagogik arbeiten zu lassen.

Grund genug, die Versuchsklassen in Chemnitz nachfolgend explizit zu würdigen. Im internationalen Raum konnte eine solche flächendeckende Rezeption von Reformpädagogik nicht einmal für Genf ermittelt werden, wenngleich die dortige Vielfalt reformpädagogischer Angebote beispielgebend war.<sup>20</sup>

Infolge des Ersten Weltkriegs kam diese bis heute unerreichte Einflussnahme reformpädagogischer Initiativen auf das Chemnitzer Regelschulwesen jedoch ebenso wieder zum Erliegen wie die Versuchsklassenprojekte in Dresden und Leipzig.

### Die uneingeschränkt unterstützte Versuchsklassenarbeit in Chemnitz

Die Chemnitzer Versuchsklassen stehen mit der im Chemnitzer Lehrerverein (CLV) 1910 gegründeten Abteilung für experimentelle Psychologie und Pädagogik, quasi eine Außenstelle des Leipziger Instituts, im Zusammenhang. Der Wundt-Schüler Dr. Hans Keller und der seit 1910 amtierende Erste Stadtschularzt Dr. [später Prof.] Adolf Thiele leiteten diese Chemnitzer Abteilung seit dem 18. Januar 1910 gemeinsam. Vorausgegangen war ein Vortrag Brahns zur Kinderpsychologie und Pädagogik.<sup>21</sup>

Es dürfte zu den ersten Amtshandlungen der Abteilung gehört haben, 1910 ein »Gesuch des Chemnitzer Lehrervereins an den Schulausschuss um Einrichtung von Versuchselementarklassen« formuliert zu haben, in dem es heißt: »1. Der Schulausschuss wolle für Ostern 1911 die Bildung einer Anzahl Elementarklassen veranlassen, in denen der Unterricht nach Stoff und Art des Betriebes auf Grund der neueren Forderungen für den ersten Unterricht erteilt wird. – 2. Der Schulausschuss wolle für die Lehrer einer solchen Reformklasse, die mindestens zwei Jahre durchgeführt werden müsste, nur das Ziel des 2. Schuljahres maßgebend sein zu lassen und sie für die beiden ersten Jahre von der Innehaltung eines eingehenden Lehr- und Stundenplanes zu befreien. – Hinzu kamen die Bitten, mit dem Schreiben und Rechnen erst im zweiten Schuljahr zu beginnen und auch den Beginn des Leseunterrichts bis zu Herbst (bei Schuljahresbeginn Ostern) zu verzögern.«<sup>22</sup>

Anders als in Leipzig fand diese Bitte eine uneingeschränkte Unterstützung durch die Direktoren sowie den Schulausschuss in Chemnitz. So konnte der Versuch ohne Genehmigungsdebatten Ostern 1912 beginnen. Zuvor war eine Sonderkommission des CLV, bestehend aus Direktor Ernst Woldemar Laube, dem Dezernenten des Chemnitzer Volksschulwesens Johannes Georg Lehmann und einigen Volksschullehrern, nach Berlin-Charlottenburg, Schöneberg und München gereist, um verschiedene Umsetzungsmöglichkeiten des reformpädagogischen Arbeitsschulprinzips in der Praxis kennenzulernen und entsprechende Ideen mit nach Chemnitz zu bringen.<sup>23</sup>

Nach Rückkehr der Delegation wurden folgende sieben Schulen für die Versuchsklassenarbeit ausgewählt:

Schule	Direktor	Lehrer der Reformklasse	[Zahl der teilnommenen Schüler bzw. Schülerinnen]
<b>Vier Versuchsklassen in der einfachen Volksschule</b>			
Körnerschule Knaben	Robert Osswald Bernhardt	Cristian Friedrich Martin	[33]
Josephinenschule Knaben	Emil Albin Tippmann	Richard Theodor Grünert	[44]
Luisenschule Knaben	Ernst Paul Wilsdorf	Max Richard Ittner	[38]
Dittesschule Knaben	Karl Arthur Wünsche	Gustav Artur Terpitz	[44]

#### *Zwei Versuchsklassen in der mittleren Volksschule*

Heinrich-Beck-Schule Mädchen	Ernst Woldemar Laube	Johannes Gehre	[27]
Lessingschule Mädchen	Richard August Oehmichen	Karl Otto Fischer	[27]

#### *Eine Versuchsklasse in der höheren Volksschule*

Höhere Volksschule Knaben	Max Emil Beger	Gotthelf Otto Günther	[34]
---------------------------	----------------	-----------------------	------

Am 2. Januar 1912 veröffentlichte der CLV ein Anmeldeformular für interessierte Eltern, in dem es unter anderem heißt: »Die Chemnitzer Elementarklassen haben dank der ausgezeichneten Methode immer Gutes und Hervorragendes geleistet. Trotzdem ist die Chemnitzer Lehrerschaft bemüht, neue Wege zu suchen, die den Übergang vom Spiel zur Arbeit, vom Haus zur Schule erleichtern. Vor allen Dingen soll, gestützt auf die Erfahrung in anderen Städten, das Lesen, Rechnen und Schreiben weiter hinausgeschoben werden. Die Vorbereitungen zu diesen Fertigkeiten sollen anschließen an die Tätigkeiten, die die Kinder bisher daheim getrieben haben und die dem Interesse der Kleinen am nächsten liegen: Formen, malendes Zeichnen und andere Arten der Handbetätigung. Mit Ende des 2. Schuljahres wird sicher das Ziel der Normalklassen erreicht werden.«<sup>24</sup>

Nachdem der CLV verschiedene Artikel zur Aufklärungsarbeit für das Versuchsklassenvorhaben in der regionalen Tagespresse publiziert hatte, organisierte er für interessierte Eltern am Abend des 16. Januar 1912 eine öffentliche Versammlung im Gasthaus Zur Linde. Woldemar Laube sprach zur aktuellen Schulreform im Allgemeinen, Karl Fischer präsentierte ein reformpädagogisches Unterrichtsbeispiel und Johannes Gehre zeigte Lichtbilder aus dem Versuchunterricht. Ab dem 18. Januar 1912 trafen sich die involvierten Versuchsklassenlehrer und ihre Direktoren zweimal monatlich, um organisatorische Fragen zu klären. So verlangte zum Beispiel die Versucharbeit eine besondere Ausstattung des Klassenzimmers.<sup>25</sup> Für die Chemnitzer Reformelementarklassenarbeit wurden auch die umfangreichen Erfahrungswerte rezipiert, die Fritz Zill, Volkschullehrer an der Bernsdorfer Schule, mit seinem reformierten Anschauungsunterricht in allen Jahrgangsstufen erzielte und darüber umfänglich in der pädagogischen Fachpresse publizierte.<sup>26</sup>

Als Ostern 1912 die Versuchsklassenarbeit mit insgesamt 247 ABC-Schützen, davon 54 Schülerinnen und 193 Schüler, in Chemnitz begann, konnte der großen Nachfrage gar nicht entsprochen werden. Beispielsweise meldeten interessierte Eltern in der Höheren Volksschule für Knaben 49 Schulanfänger an. Davon konnten dann nur 34 Schüler berücksichtigt werden.

Im Dezember 1912 hatten die betreffenden Schulleiter erstmals über die Zwischenergebnisse der Versuchsklassenarbeit zu berichten. Dabei konnten bereits viele Vorbehalte in der Öffentlichkeit zerstreut werden, dass es sich bei den Versuchsklassen um »eine Art Spielschule für körperlich und geistig etwas zurückgebliebene Kinder« handeln würde.<sup>27</sup> Exemplarisch soll das hier aus zwei Statements verdeutlicht werden: Direktor Laube konstatierte für die Versuchsklasse an seiner Heinrich-Beck-Schule für Mädchen: »In der Klasse findet man Frohsinn, Arbeitsfreude und munteres Treiben. Die Schülerinnen zeigen sich in Schärfe und Schnelligkeit der Auffassung, in Gewandtheit des sprachlichen Ausdruckes gut gefördert und an selbstständiges und selbsttätiges Arbeiten gewöhnt. Obgleich der auf Entbindung der freigestaltenden Kräfte des Kindes eingestellte Unterricht zum größten Teil in freieren Formen verläuft, herrscht doch in der Klasse durchaus Zucht und Ordnung einer Normalklasse.«<sup>28</sup>

Und Direktor Wilsdorf stellte für die Versuchsklasse an seiner Luisenschule für Knaben heraus: »Fast erstaunlich ist die Leichtigkeit, mit der Neues aufgefasst wird und zur Aneignung kommt, mit der beispielsweise Buchstabenformen aufgefasst und dargestellt, wie schnell lesetechnische Schwierigkeiten erkannt und überwunden werden.«<sup>29</sup>

Im Rahmen der Schulausstellung zur 17. Hauptversammlung des SLV wurden im September/Oktober 1913 überwiegend Zwischenergebnisse der Versuchsklassenarbeit anhand von Schülerarbeiten aus dem Gesamtunterricht, der »seinem Wesen nach heimatlicher Anschauungsunterricht« war,<sup>30</sup> präsentiert und zur öffentlichen Diskussion gestellt. Nach Absolvierung des Versuchslehrplans konnte allen Reformelementarklassen bescheinigt werden, dass keine Nachteile zum Normallehrplan registriert und vor allem im Anschauungsunterricht sowie im Sprachverhalten der Schülerinnen und Schüler zumeist deutlich bessere Ergebnisse erbracht wurden. Weil die Kinder insgesamt mühloser und mit mehr Freude lernten, galt die zweijährige Reformklassenzeit »als vollständig geglückt«, wie es die Sächsische Schulzeitung (Nr. 11/1914, S. 195) bilanzierte. Der Versuchsklassenlehrer Karl Fischer stellte daraufhin den Antrag an den CLV, den Lehrplan der Versuchsklassen auf alle ersten und zweiten Chemnitzer Schuljahre anzuwenden. Der Lehrerverein befürwortete diese Initiative und sowohl die Direktorenkonferenz als auch der Bezirksschulinspektor Richter genehmigten sie.<sup>31</sup>

Nach nur wenigen Monaten kam die seit Ostern 1914 in Chemnitz praktizierte flächendeckende Rezeption reformpädagogischer Elementarunterrichtsvorstellungen an allen 50 Volksschulen als ein bis dahin national wie international gefeiertes Pilotprojekt im Zuge des Ersten Weltkriegs rasch wieder zum Erliegen. Nach den Sommerferien 1914 galt erneut der alte Lehrplan.



1

Emil Mitzschrich

**Das Neue Rathaus, Schützenscheibe  
anlässlich der Rathausweihe**

Inscription von Otto Thörner:

»Du stolzes Haus auf heiligem Grund,  
sei eine Burg an Heil und Macht!  
An dir zerschelle; was uns Droht,  
und deine Zinne sei umloht  
von ewig junger Sonnenpracht!«

Chemnitz, 1911

Ölmalerei auf Holz · 98 × 98 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum

Inv.-Nr. cm011737

Die Chemnitzer Privilegierte Schützen-Gesellschaft ließ alljährlich anlässlich ihrer Pfingstausscheide besondere Schießscheiben, die sogenannten Königscheiben, fertigen. Besondere Ereignisse in der Stadt oder im Königreich Sachsen gaben jeweils die Motive für die Scheiben ab, die dann zu Ehren des jeweiligen neuen Schützenkönigs im Festsaal des Schützenhauses ausgestellt wurden. Die Königsscheibe des Jahres 1911 würdigte mit der Baufertigstellung des Neuen Rathauses und dessen Weihe im Beisein des sächsischen Königs am 2. September des Jahres das wohl markanteste Ereignis in der Stadtgeschichte in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Der Bau – der vierte in der Reihenfolge der Chemnitzer Rathäuser – zeichnete sich durch eine für die Zeit untypische Zurückhaltung in der Wahl der architektonischen Mittel aus. Dem Architekten,



Stadtbaudirektor Richard Möbius, gelang eine überzeugende Synthese des Neubaus mit dem Renaissancebau seines historischen Vorgängers. Die Verknüpfung historisierender Architekturformen mit sachter Anklängen an den damals vorherrschenden Jugendstil lassen das Chemnitzer Neue Rathaus heute als eines der gelungensten Beispiele deutscher Rathausarchitektur der Jahrhundertwende gelten. UF

Lit.: Uwe Fiedler: Chronik mit Löchern. Die Prunkscheiben der Chemnitzer Schützengesellschaft, Chemnitz 1997



Mathieu Molitor (1873–1923)

**Tafelaufsatz**

Leipzig, um 1910

Silber, Serpentinit · 41 × 41,7 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum

Inv.-Nr. cm004887

Anlässlich der Einweihung des Neuen Rathauses im Jahr 1911 machte die Stadt Leipzig ihrer Schwesterstadt Chemnitz ein opulentes Geschenk. Schöpfer des massiven silbernen Tafelaufsatzes mit dem reizvoll kontrastierenden Sockel aus grünem Zöblitzer Serpentin war der hoch angesehene Professor Mathieu Molitor, der in diesen Jahren im Zenit seines Schaffens stand. Eine seiner prominentesten Arbeiten war das Bronzestandbild mit den Figuren Faust und Mephisto vor dem Eingang in den legendären »Auerbachs Keller« in Leipzig. UF

Lit.: Uwe Fiedler u.a.: Museumsführer Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum, Bielefeld/Leipzig/Chemnitz 2011

**Hofdegen des Chemnitzer Bürgermeisters**

**Johannes Friedrich Müller (1812–1878)**

Königreich Sachsen, nach 1851

Rückenklinge mit beidseitiger Hohlkehle, obere Hälfte  
geblätzt und mit vergoldeten Gravuren versehen;

Gefäß Messing, gegossen und feuervergoldet;

Griffschalen Perlmutt, geschnitten, beidseitig mit Messing-  
agraffe belegt, originales Portepee

GL 83,2 cm · KL 69,7 cm · KB 1,6 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum  
Inv.-Nr. cm005242

Johann Friedrich Müller leitete als Bürgermeister das Chemnitzer Ratskollegium von 1848 bis 1874. Er war somit der erste Bürgermeister der Stadt im neu gegründeten Deutschen Kaiserreich. Vom sächsischen König wurde Müller in die I. Kammer des Landtags im Königreich berufen. Zur offiziellen Amtsgarderobe, die Müller als Magistratsperson und Landtagsmitglied bei Hofe zu tragen hatte, gehörte der vorliegende Degen. UF

Lit.: Fiedler, Museumsführer (wie Kat.-Nr. 2)



4

**4**  
Alfred Schwartz (1867–1951)  
**Porträt Kaiser Wilhelm II.**

Berlin/Chemnitz, vor 1911

Öl auf Leinwand · 112 × 163 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum  
Inv.-Nr. cm011778

Der Berliner Kunstmaler Alfred Schwartz, der zu den meistgeschätzten Porträtmalern der deutschen Kaiserfamilie gehörte, schuf für den Ratssitzungssaal des 1911 geweihten Neuen Rathauses zu Chemnitz zwei großformatige, in die Wandvertäfelung eingefügte Gemälde: Sie zeigten Kaiser Wilhelm II. sowie König Friedrich August von Sachsen. Die Porträts befinden sich in einem desolaten Zustand, der sich aus den revolutionären Ereignissen Ende 1918 herleiten lässt: Beide Bilder wurden mit Gewalt aus der Wandvertäfelung herausgerissen, aufgerollt und auf dem Dachboden des Rathauses »endgelagert«. Dort gerieten sie mit der Zeit in Vergessenheit, wurden aber im Umfeld von Baumaßnahmen entdeckt und dem Schloßbergmuseum als stadtgeschichtlichem Museum zur Verwahrung übergeben. Im musealen Kontext stehen die »misshandelten« Porträts damit sinnbildlich für *damnatio-memoriae*-Erscheinungen, die im Regelfall mit politischen Systemwechseln einhergehen. UF

Objekt bislang unpubliziert



5

**5**  
WeTEXbau GmbH  
**Modell der Kreis- und Amtshauptmannschaft**

Chemnitz, um 2000

Karton, PVC, Pressholz · 110 × 58 × 64 cm

Stadt Chemnitz · Inv.-Nr. 50203290

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden in Sachsen die Kreis- und Amtshauptmannschaften als neue Verwaltungseinheiten eingerichtet. Sie sind die Vorläufer der heutigen Landkreise bzw. Landesdirektionen. Die Stadt Chemnitz sowie das Umland gehörten zunächst zur Kreisdirektion Zwickau, bevor im Zuge einer Verwaltungsreform 1874 die Amtshauptmannschaft Chemnitz (ohne das eigentliche Stadtgebiet) gebildet wurde. Diese ging im Jahr 1900 in der damals neu gegründeten Kreishauptmannschaft Chemnitz mit auf. Der Dienstsitz für beide Behörden befand sich in exponierter Lage auf dem Chemnitzer Kaßberg, am damaligen Wielandplatz. Die Pläne für den repräsentativen



tativen Gebäudekomplex, der zwischen 1902 und 1905 zur Ausführung gelangte, entwickelt der Dresdner Baurat Conrad Canzler (1853–1928), auf den auch das unweit gelegene Kreissteueramt zurückging. Ihre städtebauliche Dominanz verdankte die Anlage vor allem der abwechslungsreichen Fassaden gestaltung mit Risaliten und Erkern, der bewegten Dachlandschaft sowie dem mächtigen, an einen Bergfried erinnernden Turm. Die dem Grundstückszuschnitt folgende, asymmetrische Gruppierung der einzelnen Gebäudetrakte sorgte für ein malerisches Architekturbild. Stilistisch orientierte sich Canzler an der bürgerlichen bzw. höfischen Baukunst des 16. Jahrhunderts, wobei er auch Elemente des Jugendstils einfließen ließ. Im Inneren waren vor allem die Treppenhäuser sowie der große Sitzungssaal in repräsentativer Weise ausgestattet. Der Komplex brannte 1945 aus, die Ruine wurde in den folgenden Jahren abgebrochen. ST

*Lit.: Chemnitz in Wort und Bild. Festschrift zur Einweihung des Neuen Rathauses, Chemnitz 1911 (Neudr. 1991), S. 141*

*Objekt bislang unpubliziert*

## 6

**Max Felber**  
**Ansicht der Petrikirche**

*Chemnitz, 1900*

*Aquarellierte Tuschezeichnung auf Karton · 170 × 97,5 cm*  
*Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum*  
*Inv.-Nr. cm006731*

Das Blatt zeigt eine mit großem Fleiß und Akribie angefertigte Darstellung der Petrikirche (errichtet 1885–1888 nach Plänen von Hans Enger/Leipzig). Der Architekt orientierte sich streng an der französischen Kathedralgotik des 13. Jahrhunderts, allerdings in ihrer vor allem durch Viollet-le-Duc geprägten historistischen Interpretation und in Kombination mit Elementen der norddeutschen Backsteingotik. Die reiche architektonische Behandlung des repräsentativen Kirchenbaus kommt mit allen baukünstlerischen Details (Muster der Dachdeckung, Fialen, Verglasung, Türbeschläge etc.) ausgezeichnet zur Geltung, ebenso die Wechselwirkung zwischen Sandstein- und Klinkermauerwerk, wobei letzteres durch die allzu exakte Wiedergabe des Fugenschnitts ein wenig steif wirkt. In den Proportionen sind einzelne Bauglieder vergriffen. Erklärungsbedürftig ist darüber hinaus das Weglassen der kleinen gekupelten Spitzbogenfenster am Langhaus und den Querschiffarmen unterhalb der Emporenzone. Aus heutiger Sicht beachtenswert sind die Angabe des Maßwerks in den großen Fensterrosen sowie der ornamentale Schmuck im Laternenbereich des Hauptturms sowie des Dachreiters. Diese Details wurden bei den verschiedenen Instandsetzungsarbeiten vor allem in der Nachkriegszeit reduziert bzw. verändert. ST

*Objekt bislang unpubliziert*



## 16

WeTEXbau GmbH  
**Modell des Bismarckturms**

Chemnitz, um 2000

Karton, PVC, Pressholz · 51,5 × 46 × 39 cm  
 Stadt Chemnitz, Inv.-Nr. 50203278

Nach dem Tod des früheren Reichskanzlers Otto v. Bismarck (1815–1898) setzte eine Art Bismarck-Kult ein, der in der Errichtung zahlloser Denkmäler seinen baulichen Ausdruck fand. Dazu gehörten auch die Aussichtstürme, die in unterschiedlicher Ausprägung an vielen Orten des Kaiserreichs entstanden. Der Chemnitzer Turm ging auf einen Entwurf des Reichenhainer Architekten Walter Müller (1879–1943) zurück. Als Standort wählte man die Röhrsdorfer Höhe im Vorort Borna. Das 32 Meter hohe, mit Harthauer Chloridschiefer verkleidete Monument verfügte über einen dreistufigen Aufbau: Ein durch vortretende Eckbastionen wehrhaft anmutendes Sockelgeschoss trug den leicht geböschten Turmschaft; als Abschluss bekam er einen Turmhelm mit konvex gekrümmten Umrisslinien und bekrönender Aussichtsplattform. Eine dort installierte Vorrang zum Entzünden von Feuer sollte den Turm in die »Feuerkette« der übrigen Bismarck-Denkmäler einbinden. Die Fassadengliederung erfolgte durch Lisenen, Strebepfeiler und Gesimse, die monumentale Wirkung wurde durch die bossierte Oberflächenstruktur des Verblendmauerwerks zusätzlich betont. Stilistisch vereinte das Bauwerk Elemente des Historismus, des Jugendstils sowie der wilhelminischen Monumentalkunst der Zeit um 1900.

Der Bismarckturm wurde, wie die benachbarte Ausflugsgaststätte »Bismarckschlößchen«, im April 1945 zerstört. ST

*Lit.: Chemnitz in Wort und Bild (wie Kat.-Nr. 5), S. 65*

*Objekt bislang unpubliziert*

**Lachende und weinende Maske  
 vom Dach des Neuen Stadttheaters**

Chemnitz, 1908/09  
 Kupferblech, getrieben · 42 × 31 cm bzw. 44 × 33,5 cm  
 Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum  
 Inv.-Nr. cm011736

Lachende und weinende Maske stehen im Theaterkontext für Komödie und Tragödie und symbolisieren damit ganz allgemein das Theater an sich. Es verwundert daher nicht, die Masken als architektonischen Schmuck an Theaterbauten zu finden: Die beiden Objekte aus den Beständen des Schloßbergmuseums stammen ursprünglich vom Zierrat der Dachkonstruktion über dem Foyer-Vorbau des 1909 eröffneten Neuen Stadttheaters. Dessen Metier wurde künftig, in Abgrenzung vom alten Schauspielhaus und dem vorrangig der leichten und »heiteren« Muse gewidmeten Central-Theater, die »große« Oper und das »große« Drama. UF

*Objekte bislang unpubliziert*





## 18

**Souvenirs mit Chemnitzer Motiven**

um 1890 – 1910

Porzellan, bemalt, bedruckt, vergoldet

Große Vase: H 13 cm; flache Vase: H 6,5 cm;

Tasse: H 8,4 cm; Eierbecher: H 5,5 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum

Inv.-Nr. cm008841, cm011065, cm010192

Zu den typischen Erzeugnissen der kaiserzeitlichen Souvenirproduktion zählen derartige Nippes aus Porzellan, die – oftmals in minderwertiger Technik – mit Darstellungen von Sehenswürdigkeiten bemalt oder bedruckt wurden. In der Regel waren solche Stücke nicht für den praktischen Gebrauch bestimmt, sondern füllten als Schauobjekte Vitrinen und Regale in bürgerlichen Wohnstuben. An Chemnitzer Motiven sind in erster Linie Kulturstätten vertreten, die erst kurz zuvor errichtet worden waren: Das Centraltheater an der Zwickauer Straße sowie der Königsplatz mit König-Albert-Museum, Neuem Stadttheater und Petrikirche zieren ein in Jugendstilformen gehaltenes Vasenpaar. Diese repräsentative Platzgestaltung findet sich auch auf dem Eierbecher wieder, während die Tasse einen Blick auf den Hauptmarkt vor der Aufstellung der Denkmälergruppe im Jahr 1899 zeigt. Im Boden erscheint als Lithophanie (im Gegenlicht wirksames Bild) die Darstellung eines tanzenden Paars. PE/ST

Objekte bislang unpubliziert

## 19

**Gertrud Caspari (1873 – 1948) u.a.****Kinderhumor für Auge und Ohr.****Bilder von Gertrud und Walther Caspari**Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuss  
des Leipziger Lehrervereins

Leipzig 1906, Verlag Alfred Hahn, 18. Auflage, nach 1920

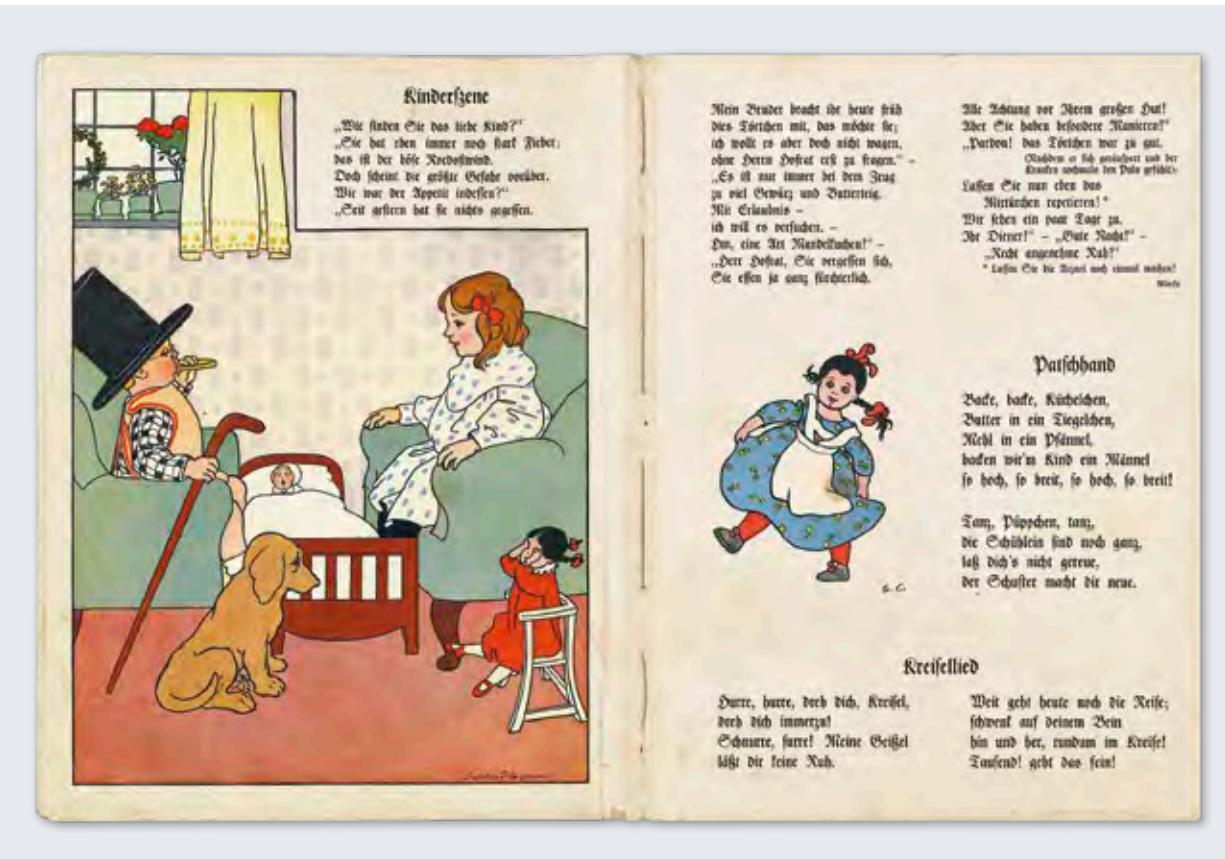
Papier und Pappe, farbig bedruckt; Exemplar mit Nutzungs-  
spuren, Schmierflecken und Einrissen; auf dem SchmutztitelTeilabdruck einer Kinderhand; Seiten repariert durch  
aufgeklebtes Papier, Einband textil verstärkt  
27,7 cm × 22 cm × 1,3 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum

Inv.-Nr. cm011746

Als Gertrud Caspari im trüben November des Jahres 1904 spielende Kinder beobachtete, gefiel ihr das Leuchten der bunten Kleidungsstücke vor dem nebligen Hintergrund, sie wirkten wie »farbige Schattenrisse«. In ähnlicher Weise gestaltete sie künftig ihre Kinderbuch-Illustrationen für die ganz Kleinen. Der sogenannte Caspari-Stil entstand für ihren aus farbigen Stoffen angefertigten Beitrag zur Kunstgewerbe-Ausstellung 1904 im Leipziger GRASSI Museum: »Ich applizierte sie [die farbenfrohen Kinderfiguren] auf blaugraues Tuch und umrandete sie mit schwarzer Schnur«. Selbst kleine Kinder sollten sich und ihre Vorstellungswelt wiederfinden können, wenn schlichte Figuren mit deutlichen Umrissen in einfacher Perspektive dargestellt werden. Gertrud Casparis 52 Kinder-Bilderbücher, Kinderspiele und Adventskalender machten die von ihr angewandte Malweise für Kleinkinder weltweit bekannt.

Das farbig bebilderte Buch *Kinderhumor für Auge und Ohr* enthält neben ihren eigenen auch Illustrationen ihres Bruders Walter Caspari (†1913), etwa abendliche Stadtansichten mit Laternen. Gertrud, Walther und drei weitere Geschwister wuchsen als Kinder des Kaufmanns und Garngroßhändlers Robert



Caspari und seiner Frau Anne Sophie, geb. Kuhn, in Chemnitz auf. Nach dem Tod des Vaters, als Gertrud Caspari als Erzieherin auf einem Landgut bei Dresden tätig war, fertigte sie Kunsthantwerk für ein Chemnitzer Geschäft. 1898 schloss sie ihre dreijährige Ausbildung als Zeichenlehrerin in Dresden ab. Während einer langwierigen Krankheit entwarf sie ihr erstes Bilderbuch *Das lebende Spielzeug*, welches 1903 erschien und ihr große Aufmerksamkeit verschaffte. Seit der im Jahr 1906 mit Walther Caspari übernommenen Auftragsarbeit für den Leipziger Lehrerverein veröffentlichte sie sämtliche eigenen Bilderbücher beim Verlag Alfred Hahn in Leipzig. AK

*Lit.:* Elena de F. Oliviera: Gertrud Caspari (1873–1948). Die »Bilderbuchtante«. *Liebevolles für kleine Hände*, in: Eva-Maria Bast/Elena de F. Oliviera/Melanie Kunze (Hrsg.): *Dresdner Frauen*, Dresden 2018, S. 163–168, hier S. 163; Klaus Gertoberens: Gertrud Caspari. *Kinderbuch-Illustratorin*, in: *Sächsische Persönlichkeiten*, Dresden [2011], S. 127; Tulga Beyerle/Klára Němečková/Staatliche Kunstsammlungen Dresden (Hrsg.): *Gegen die Unsichtbarkeit. Designerinnen der Deutschen Werkstätten Hellerau 1898 bis 1938*, München [2019], S. 184

## 20

### Kunstgewerbeverein zu Chemnitz (Hrsg.) Sammelmappe »Chemnitzer Kunst und Kunstgewerbe 1909–1912«

Mit Leinen bezogener Sammler und vier eingelegte Mappen

Hersteller: J. C. F. Pickenhahn u. Sohn, Druckerei Chemnitz

34 × 26 × 7 cm (Sammler)

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum

Inv.-Nr. cm009368

Dieses Mappenwerk stellt in seiner Gesamtheit ein einzigartiges Dokument Chemnitzer Geschichte dar. Die Stadt präsentierte sich hier auf dem Höhepunkt der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung in der Spätblüte des Kaiserreichs, allerdings eingeschränkt aus der Perspektive des tonangebenden Bürgertums. Darstellungen der Lebensverhältnisse in von Mietskasernen geprägten Arbeitervierteln, wie dem Sonnenberg, sind nicht enthalten.

Herausgeber der Sammelmappe war der Chemnitzer Kunstgewerbeverein, eine der vielen derartigen Gemeinschaften, die in den 1870er und 1880er Jahren im Deutschen Kaiserreich entstanden waren. Die Künstler, Architekten, Unternehmer, Gewerbetreibenden und interessierten Bürger, die sich hier zusammenfanden, verfolgten das Ziel, ästhetische Bildung und »Geschmack« zu fördern und die städtebauliche Entwicklung zu beeinflussen. Gleichwohl ging es darum, neue Produkte angewandter Kunst und des Kunstgewerbes zu popularisieren und entsprechende Nachfrage zu stimulieren. Oft initiierten solche Vereine kunstgewerbliche Sammlungen von »Vorbildern« und waren an bereits bestehende oder in Gründung befindliche Museen angebunden. Die Chemnitzer Vereinigung entstand 1884 und unterstützte gemeinsam mit dem Verein Kunsthütte sowie dem Chemnitzer Verein für Geschichte den Bau eines repräsentativen städtischen Museums in der Innenstadt. Mit der Eröffnung des König-Albert-Museums im Jahr 1909 erhielt der Kunstgewerbeverein dort eine Heimstatt, seine »Vorbildersammlung« bildete die Grundlage für den heutigen Textil- und Kunstgewerbestand der Kunstsammlungen Chemnitz.

Für Mitglieder, aber auch die breite Öffentlichkeit brachte der Verein zu bestimmten Anlässen »Tätigkeitsberichte« in Form von Mappen heraus. Textbeiträge beschäftigten sich mit dem kunstgewerblichen Schaffen, aber auch mit kunsthistorischen Themen im lokalen Bezug; Hauptbestandteil waren jedoch Einzelblätter mit grafischen und fotografischen Abbildungen. Dazu gehörten Entwürfe für in der Diskussion befindliche Projekte, in der Hauptsache dokumentierte man jedoch bereits



Gebäude des Chemnitzer  
Bank-Vereins am Johanniskirche,  
um 1912

realisierte Bauten oder Industrie- und Gewerbe Produkte. Bei den Blättern handelt es sich zwar »nur« um Drucke, die Ausführung erfolgte aber in hoher Qualität, sowohl bei der Fotografie als auch in der grafischen Gestaltung und der Verarbeitung. Die vorliegende Sammelmappe vereint Einzelmappen aus den Jahren 1909 bis 1912 und präsentiert Ergebnisse, die seit der Gründung des Vereins 1884 entstanden waren. Naturgemäß gehören einige Arbeiten noch zum gründerzeitlich geprägten Historismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die Masse der Darstellungen stammt jedoch aus den Jahren nach der Jahrhundertwende, als sich ein stilistischer Wandel in Architektur und Design vollzog. Man wollte Neues, allerdings ohne sich gänzlich von Traditionen und der Inspiration durch historische Vorbilder zu lösen. Daraus entwickelte sich die Auffassung einer »moderaten« oder »konservativen Moderne«, der nach dem Ersten Weltkrieg zwar Konkurrenz durch die »radikale Moderne« – etwa des Bauhauses – erwuchs, die jedoch den allgemeinen Geschmack und auch das Baugeschehen nicht nur in Deutschland noch lange bestimmte und erst in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend verschwand. Der frühe Modernismus brachte eine große Variationsbreite hervor, dennoch empfindet man seine Zeugnisse als zeitlich und stilistisch zusammengehörig – bisher allerdings, ohne dafür einen einheitlichen Oberbegriff verwenden zu können. »Jugendstil« erweist sich hier als verfehlt, steht doch vieles, das auch in vorliegendem Mappenwerk gezeigt wird, dessen Prinzipien geradezu diametral gegenüber. Statt geschwungener Linien und floraler Beschwingtheit begegnen uns das Beharren auf dem rechten Winkel, monumentale Schwere und Klassizität. Der Jugendstil, der in der Architektur nur einige wenige originäre Zeugnisse, vor allem in Belgien, Frankreich,

Nordspanien und Österreich-Ungarn hervorbrachte, manifestierte sich mehr in der bildenden Kunst, in Design und Dekoration. Auch die hier vorliegenden Chemnitzer Arbeiten sprechen eine deutliche Sprache, werden Jugendstil-Elemente in der Architektur doch lediglich als schmückendes Beiwerk eingesetzt, wie unter anderem an dem Neubau für die *Chemnitzer Neuesten Nachrichten* (heute rudimentär als »Weltecho«, Annaberger Straße, erhalten), den Rudolf Bizan und Wenzel Bürger 1908 realisierten.

Neben dem Jugendstil wirkten seit Beginn des 20. Jahrhunderts deutschlandweit Strömungen auf Baugeschehen und Design, die heute oft nur noch am Rand Erwähnung finden. Zu nennen wäre hier der Heimatstil, der nationale und regionale Besonderheiten der Bautradition und die natürlichen Gegebenheiten stärker berücksichtigen wollte und seinen optischen Ausdruck in großflächigen Dachkonstruktionen, Dachreitern, dekorativen Schaugiebeln oder Fachwerkelementen fand. Ein seinerzeit berühmter Gebäudekomplex, der das allgemeine Architekturgedächtnis heute nicht mehr mitbestimmen kann, weil er verschwunden ist, war das Berliner Warenhaus Wertheim des seinerzeit hoch geschätzten Architekten Alfred Messel (1853–1909). Den Abschluss des ab 1896 in mehreren Etappen realisierten monumentalen Gebäudekomplexes bildete der »Eckpavillon« von 1904 – ein stilprägender Bau, nicht nur was den kreativ-dekorativen Umgang mit historischen Vorlagen betraf, sondern auch das eingesetzte Oberflächenmaterial, den fränkischen Muschelkalk.

Wertheim-Vorbild und Heimatstil beeinflussten das Chemnitzer Baugeschehen stark, ob in den Arbeiten auswärtiger Büros wie Schilling & Gräbner (Erneuerung Fassade Jakobi-Kirche 1912) und Wilhelm Kreis (Kaufhaus Tietz 1913) oder von einheimischen Architekten, insbesondere Richard Möbius (u.a. André-Schule 1908, König-Albert-Museum 1909, Neues Rathaus 1911), Erich Basarke (u.a. Bernsdorfer Schule 1910, Handelskammer Carolastraße 1910–1912, Urnen Tempel Stadtfriedhof ca. 1911, Umbau Johanniskirche 1913) oder dem bereits erwähnten Wenzel Bürger. Arbeiten dieser Architekturbüros werden in der Mappe vorgestellt – dass Chemnitz sich auf der Höhe der Zeit befand, demonstrieren aber auch Beispiele zur Innenarchitektur, zur baubezogenen Kunst oder des Textildesigns.

Im Fotobestand des Schloßbergmuseums befinden sich Fotos von Gebäuden und Innenarchitektur aus dem Archiv der heute nicht mehr existenten Druckerei Pickenhahn. Nachweislich wurden diese auch als Druckvorlagen benutzt, allerdings nicht für Blätter des vorliegenden Mappenwerks, sondern für andere Veröffentlichungen, wie die Festschrift zur Weihe des Neuen Rathauses 1911. Möglicherweise sind die Vorlagen für die Mappen des Kunstgewerbevereins verloren gegangen, es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass zumindest Teile in anderen städtischen Sammlungen noch existieren, etwa den Kunstsammlungen, dem Stadtarchiv oder dem Industriemuseum. Leider fehlte im Schloßbergmuseum bisher die Zeit, dies zu recherchieren. PE

Objekt bislang unpubliziert



## 25

Fa. Christian Fischer

**Porzellantablett Johanneum Chemnitz**

Pirkenhammer in Böhmen

(heute Brezova, Tschechien), um 1860

Porzellan, bemalt und vergoldet · 30 × 31 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum

Inv.-Nr. cm004908

Der Spiegel des Tablets zeigt das erste sogenannte Familienhaus des Chemnitzer Johanneums. Dieses war 1855 als »Rettungs- und Erziehungsanstalt« für »verwahrloste Kinder« durch Carl Christian Hübner, einem Chemnitzer Privatier und Textilunternehmer, gegründet worden. UF

Objekt bislang unpubliziert

Trotz immer weiter zunehmender Industrieproduktion blieb das tradierte Handwerk ein wichtiger Pfeiler der Volkswirtschaft im Deutschen Kaiserreich. Es dominierte wesentlich den Dienstleistungssektor oder bot im produktiven Bereich etwas, was industriell gefertigte Güter nicht oder nur selten aufwiesen: gediegene (»handwerkliche«) Qualität und Originalität. Es ist daher kaum verwunderlich, dass nach der Einführung der Gewerbebefreiheit im Königreich Sachsen 1861 und der damit verbundenen Auflösung alter Strukturen, Kultur- und Organisationsformen im Handwerk dieses rasch zu einem neuen Selbstverständnis und Selbstbewusstsein fand: Dieses führte dazu, dass – zur Wahrung von Eigeninteressen gegenüber etwaiger Konkurrenz, aber auch als Ausdruck der eigenen Bedeutung – das alte Instrument der Innung eine – wenngleich auch den Erfordernissen der Gegenwart angepasste – Neubelebung erfuhr. Diese Rückbesinnung auf alte Traditionen führte gleichfalls zur Wiederbelebung zünftigen Brauchtums unter Einbeziehung alter Ritualgegenstände. Hier aber war den Innungen ein Problem entstanden, hatte man doch viele dieser Gegenstände – Handwerksladen und -fahnen, Zunftzinn wie Willkommen oder Humpen etc. – im Zusammenhang mit der Auflösung der Zünfte vernichtet oder – wo vorhanden – an Museen und Sammlungen abgegeben. So entstand um die Jahrhundertwende bald ein regelrechter Markt für »historisches« Zunftzinn: Zinngießereien wie die Firma Weygang etwa fertigten Stücke nach alten Vorlagen und setzten auf Wunsch der Auftraggeber quellenbelegte Namen von Amtsträgern aus der Geschichte der jeweiligen Innung ein, um den Stücken Authentizität zu verleihen. Andere Firmen gingen andere Wege und fertigten Stücke, die in freier, wenngleich ebenfalls historisierender Form dem Zeitgeschmack folgten, wie etwa beim vorliegenden Jubiläumsstück der Chemnitzer Klempnerinnung in seinen neomanieristischen Formen. UF

## 26

**Prunkhumpen der Chemnitz Klempnerinnung mit Tablett**

Chemnitz, 1891

Zinkguss, versilbert, innen vergoldet, in Tablett eingravierte Widmung »Der Klempner-Innung zum 25Jahr-Jubiläum gewidmet von den vereinigten Innungen«

GH 46 cm, Dm Tablett 38 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum

Inv.-Nr. cm004852

Objekt bislang unpubliziert



## 27

David Vollgold (1810–1880)

Ehrenkanne

Berlin, 1874

27

*Inscription: »Herrn Konrad Pornitz / dem patriotischen und energischen / Vertreter der Stadt / CHEMNITZ / dem Vorkämpfer einer allseitigen Entwicklung / von Industrie und Handel / gewidmet / d. 12. Febr: 1874.«*  
*Gemarkt: V, Feingehaltsangabe 750*  
*Silber, innen vergoldet, gedrückt, gegossen, graviert · H 27 cm*  
*Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum*  
*Inv.-Nr. cm010626*

Die in üppigen historistischen Stilformen gehaltene Kanne besitzt einen zylindrischen, unten leicht ausgebauchten Leib. Die Stirnseite trägt die oben genannte Widmung, gegenüber sitzt der reich ornamentierte Henkel. Der Deckel ist flach mit gravierter Ornamentik und umlaufendem Lorbeerkrantz am Rand. Ein ornamental gestalteter Knauf bildet den Abschluss. Konrad (Conrad) Pornitz (1823–1885) gehörte zu den einflussreichen Chemnitzer Textilfabrikanten. Er betrieb gemeinsam mit dem Kaufmann Hermann Alexander Ulrich eine Strumpfwarenfabrik auf der Zwickauer Straße. Seit 1857 war er in der Kommunalpolitik als Stadtverordneter aktiv, bevor er 1863 in den Sächsischen Landtag gewählt wurde. Möglicherweise bildete sein Ausscheiden 1873 den Anlass zur Überreichung dieser Kanne als Ehengeschenk.

David Vollgold unterhielt in Berlin-Mitte eine Silberwarenfabrik, in der »Tafelgeräte, Gebrauchs- und Phantasie-Gegenstände in gediegenem Silbergewicht« hergestellt wurden. Zum Sortiment gehörten auch Ehengeschenke, Sport- und Fachpreise, für die das vorliegende Stück ein Beispiel ist. Die Produkte wurden seriell unter Verwendung von Modellen und Geschenken hergestellt. Als stilistische Vorlagen dienten die um diese Zeit massenweise auf den Markt gebrachten Tafel- und Mappenwerke mit grafischen Darstellungen von Bau- und Kunstdenkmälern sowie von Werken der bildenden und angewandten Kunst, von Möbeln, Schmuck und Textilien vorzugsweise des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. ST

Objekt bislang unpubliziert

**Schneiderei Hynais**

**Damenkostüm**

**Chemnitz, um 1900**

*Rot-brauner Wollstoff mit Schnurapplikationen auf latzartigem Vorderteil; Tüllspitze; Knopfbesatz; gefüttert  
L 56 cm (Oberteil), L 92 (Rock)*

**Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum**  
**Inv.-Nr. cm005815**

Weder ärmlich noch nobel – das abgebildete Modell ist ein recht gutes Beispiel für die in Chemnitz vorherrschende Damenmode der Zeit um 1900. Das zweiteilige Ensemble fertigte eine Näherin, die wahrscheinlich bei dem in der Ferdinandstraße 23 ansässigen Schneider Hynais beschäftigt war. Seine Entsprechung findet das Kostüm in einer Vielzahl fotografischer Abbildungen der Zeit. UF

Objekte bislang unpubliziert

**Unbekannter Hersteller, vermutlich**

**Wilhelm Bleyle oHG Stuttgart**

**Knabenbluse à la matelote**

**(Kieler Matrosenanzug)**

**Deutsches Reich, ab ca. 1880**

*Blau-weiß gestreifter eingefärbter Leinenstoff;  
blauer Matrosenkragen mit drei, Ärmelaufschläge mit  
zwei schmalen weißen Litzen besetzt · L 34 cm*

**Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum**  
**Inv.-Nr. cm011779**

Modeanleihen bei der Bekleidung von Marineangehörigen waren in vielen Seefahrer-Nationen bereits seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts durchaus üblich. Besonders in England fand sich schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Matrosenanzug vor allem in der Kindermode aristokratischer Kreise. Die Mode *à la matelote*, die Matrosenbekleidung für Knaben, gelegentlich auch (in abgewandelter Form etwa als Kleid mit Matrosenkragen) für Mädchen erhielt im Deutschen Reich ab etwa 1880 einen enormen Aufwind: Der von Kaiser Wilhelm II. forcierte Flottenaufbau wurde damit sogar auf der Ebene der Kinderbekleidung propagandistisch flankiert. Der Look blieb jedoch aufgrund seines durchaus praktischen Charakters und dem Hauch von Abenteuer, der diese Kinderbekleidung umgab, noch bis Ende der 1920er Jahre populär. Zur abgebildeten Jacke gehörte ursprünglich noch eine kurze blau-weiß gestreifte Hose sowie die schwarze festgenähte Krawatte bzw. ein schwarzes gebundenes Halstuch. UF

Objekt bislang unpubliziert



30

Paul Effler

**Zylinderhut mit Schachtel**

Chemnitz, um 1900

Haarseide schwarz, leicht aufgeschlagene Krempe;  
 innen Eigentümervermerk »Dr. W. D.«; Herstellervermerk  
 »Paul Effner Chemnitz, Äußere Johannisstr. 4«;  
 Hutschachtel aus roter Pappe mit goldfarbenem Aufdruck  
 »Hut-Lager Paul Windelband Chemnitz« · H 15,5 cm  
 Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum  
 Inv.-Nr. cm005675

»Chemnitzer Zylinderhüte sind von ganz besond'rer Güte!« – so lautete ein Werbeslogan in den Jahren um die Jahrhundertwende. Der Zylinder erfreute sich standesübergreifend enormer Beliebtheit, primär stand er jedoch als Symbol für das Bürgertum schlechthin und somit für ein allgemein gesellschaftlich akzeptiertes Leitbild, dem männliche Angehörige unterschiedlicher Klassen und Schichten anhingen: Er fand sich als Kopfbedeckung von Adel und bürgerlichen Rentiers ebenso wie als Teil proletarischer Hochzeitsbekleidung oder der »Kluft« wandernder Handwerksgesellen. In der Freimaurerei, die gleichfalls in diesen Jahren einen enormen Aufschwung nahm, stand der »Hohe Hut« als Symbol des freien Menschen in besonderem Ansehen. UF

Objekt bislang unpubliziert



31

31

**Spieltisch**

Chemnitz, um 1900

Laubholz dunkel gebeizt; rechteckige, leicht konisch verlaufende Beine; in Tischplatte eingearbeitete, an vier Seiten herausklappbare Holzschalen; Abstellflächen auf der Ebene unter der Tischplatte · 78 × 71 × 71 cm  
 Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum  
 Inv.-Nr. cm005075

Der Spieltisch war Teil der Gaststuben-Einrichtung der als »Rau-Ella« bekannten (... und berüchtigten!) Arbeiterkneipe. Solche Einrichtungen boten vor allem in den dicht besiedelten Arbeiterbezirken dem Industrieproletariat kurzzeitigen »Urlaub vom Alltag«: Kippte man in solchen »Etablissements« in der Anfangszeit zunächst häufig Hochprozentiges am Tresen, um möglichst rasch einen Rausch aufzuziehen, wurde die »Kneipe« mit dem Vormarsch des untergärtigen Bieres nach bayerischer bzw. Pilsner Brauart etwas qualitätvoller und lud zu einer längeren Verweildauer ein. Mitunter wurden kleinere Speisen gereicht und zunehmend pflegte man Spielformen wie Skat oder Doppelkopf. Letzterem Aspekt diente der vorgestellte Spieltisch: Die Tischplatte war Spielfläche, die ausklappbaren Holzschalen nahmen Bares, Jetons oder Spielgeld auf, das Bierglas konnte auf der Ebene unter der Tischplatte abgestellt werden.

Zum Museumsbestand gehören mehrere Ausstattungsstücke der Gaststube, darunter Wandborde für Teller und Biergläser, mehrere Spieltische sowie der Zapfhahn des Tresens. UF

Objekt bislang unpubliziert



2021 jährte sich zum 150. Mal die Gründung des Deutschen Kaiserreichs, das von 1871 bis 1918 bestand. In diesen Zeitraum fällt die durch unvorstellbare Dynamik forcierte Formung des Gemeinwesens der Stadt Chemnitz zur sächsischen Industriemetropole: Mit 100 000 Einwohnern im Jahr 1883 überschritt die Kommune die formelle Grenze zur Großstadt – bis kurz nach der Jahrhundertwende kamen jeweils im Zehn-Jahres-Schritt weitere 100 000 Einwohner dazu. Chemnitz wurde Boomtown. Eine prächtige City entstand. Die Randbezirke wurden sowohl von dicht besiedelten Arbeiterquartieren als auch von luxuriösen Wohngebieten für die privilegierteren Schichten in Besitz genommen. Unter anderem mussten Wirtschaft, Politik, Verwaltung, Infrastruktur und Architektur mit dem starken Wachstum Schritt halten. Die Kaiserzeit war somit eine der prägendsten Epochen in der Geschichte der Stadt Chemnitz, die schließlich mit dem Ersten Weltkrieg eine drastische Wendung ins Negative erfuhr.

15 Autorinnen und Autoren beleuchten mit ihren Beiträgen die Vielfalt der gesellschaftlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklung in Chemnitz. Eine Vielzahl bislang unveröffentlichter historischer Fotografien, aufwendig bemalter Schützenscheiben, großer Damenroben und bunter Uniformen lassen das Bild der Menschen in den Straßen der Stadt noch einmal aufscheinen und vermitteln bis heute ein lebendiges Zeugnis des bürgerlichen Fortschrittsdiskurses der Zeit. Der Jubiläumsband bietet mit dem breiten Spektrum von Objekten aus der Sammlung des Schloßbergmuseums einen Einblick in das Lebensgefühl jener Jahrzehnte.

**KUNST  
SAMMLUNGEN  
CHEMNITZ**

Schloßbergmuseum

**SANDSTEIN**

